1,80 DM / Band 512
Schweiz Fr 1,80 / Österr. S 14,-

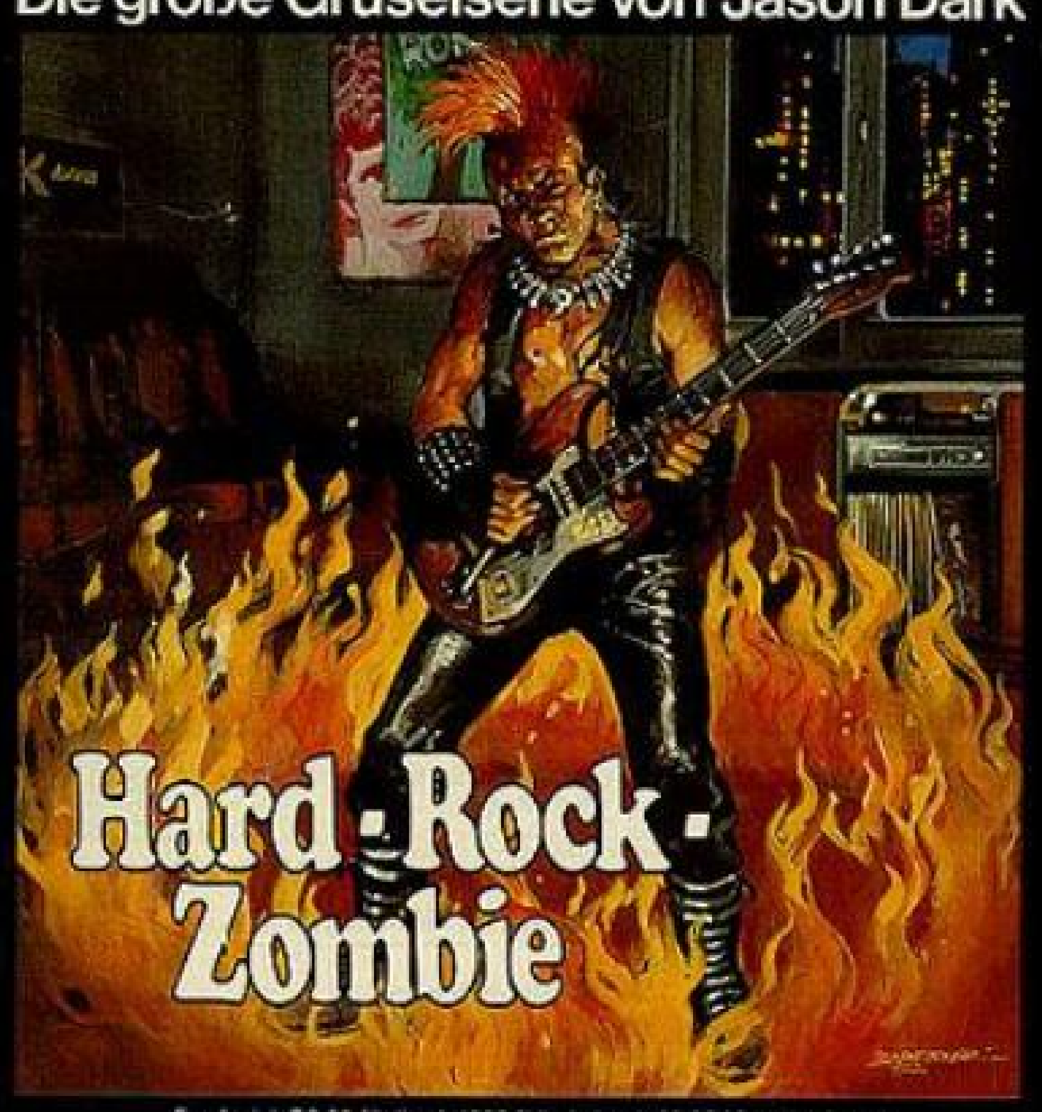
NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Hard-Rock-Zombie

Frankreich F 8,00 / Italien L 1800 / Niederlande f 2,25 / Spanien P 150



Hard-Rock-Zombie

John Sinclair Nr. 512

von Jason Dark

erschienen am 26.04.1988

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Hard-Rock-Zombie

Er war plötzlich da, und in Soho begann das große Zittern. Wer seine höllische Musik hörte, geriet in den Bann des Teufels.

Der war schon gestorben, aber er hatte seinen Sarg verlassen, um das Grauen zu verbreiten.

Ein alter Stadtteil sollte unter seiner Knute zittern, und er fand auch die richtigen Helfer – Skinheads.

Sie hatten schon lange nach einem wie ihm gesucht, und sie gaben ihm den Namen Tiger Diabolo, der Hard-Rock-Zombie!

Auch für mich war es nicht alltäglich, durch ein herbstlich stilles, von dünnen Nebelschwaden durchzogenes Soho zu gehen und den Abend zu genießen.

Gerade wegen der Ruhe machte es soviel Spaß. Keine Hektik, keine schrillen Musikfetzen, die über die Straße wehten, kaum Mädchen, die auf Kunden warteten, nicht das Schreien der Anreißer vor bestimmten Nepplokalen – nur die Ruhe.

Natürlich nicht die, die auf dem Friedhof herrscht. In Soho ist immer was los. Egal, ob die Nebel wallen oder der Schnee eine Höhe von einem Yard erreichte, dieser Stadtteil ist nie still. Es fehlte ihm jedoch die sommerliche Hektik.

Ich wohne ja am Rande von Soho, war von der Fahrt vom Büro nach Hause früher ausgestiegen, um den Rest zu Fuß zu laufen. Der Dienstrover steckte in der Inspektion, zudem tat es auch mal gut, mit der U-Bahn zu fahren.

Suko war noch zum Training gegangen. Es ging da um neue asiatische Kampfsportarten, die er sich anschauen wollte und die von den Koreanern entwickelt worden waren.

Ich hatte die Hände in den Taschen meines Trenchs vergraben.

Der Kragen stand hoch. Hätte ich noch einen Hut aufgehabt, hätte ich ausgesehen wie Humphry Bogart.

Der Sommer war vorbei.

Herbstliche Melancholie zeichnete jetzt das Straßenbild des Stadtteils Soho.

Viel Nebel und abgefallenes Laub, das im Rinnstein lag. Feuchte, dünne Tücher, die sich in den Schein der Laternen hineindrehten oder an den Fassaden der oft alten Häuser hochkrochen.

Soho hatte sich auch in den letzten Jahren gemacht. Imagepflege, heißt so etwas.

Es gab inzwischen Restaurants der Superklasse, man konnte wieder nett ausgehen und landete nicht nur in halbvermoderten Striptease-Schuppen, wo man sich schon selbst als Gruftie fühlte.

Die waren natürlich auch noch vorhanden und zogen entsprechend viele Gäste an.

An diesem Tag hatte mich eine herbstliche Stimmung überfallen, ich brauchte den Spaziergang einfach. Möglicherweise lag es auch an dem letzten Fall, der hinter uns lag. Er hatte uns in einen kleinen Ort geführt, wo wir am Begräbnis eines Kollegen hatten teilnehmen wollen und sich herausgestellt hatte, daß dieser Kollege scheintot gewesen war. Ein Fall, der mir unter die Haut gegangen war, eben wegen seiner menschlichen Tragik. Das Wetter war in Rippon so gewesen wie hier, nur mit noch etwas dichterem Nebel.

Die Temperaturen lagen ungefähr fünf Grade über dem Gefrierpunkt. Ein feuchtes, ein naßkaltes Wetter, das nur wenige Spaziergänger ins

Freie lockte.

Wer mir begegnete, wohnte zumeist in Soho. Viele Touristen mieden herbstlich stille Abende wie diesen.

Natürlich hatten sich die Straßenmädchen nicht völlig zurückgezogen. Sie mußten ja verdienen. Eine sah ich im Schein der alten Laterne stehen. Auf moderne Leuchtstofflampen hatte man in gewissen Teilen von Soho verzichtet, die alten, nachgebauten Laternen paßten besser. Sie vermittelten einen Hauch von Nostalgie, besonders jetzt, wo der Nebel in den Schein hineinwaberte und auch die Gestalt des Mädchens streifte, das den Kopf drehte, weil sie meine Schritte gehört hatte.

Augenblicklich änderte sich ihre Haltung. Sie schaute mich an und lächelte.

Ich war kein Kunde, obwohl ich sehr langsam über den Gehsteig schlenderte.

Ein Wagen passierte mich. Wie ein dunkler Schatten huschte er an der Laterne vorbei.

»Na?« fragte die Kleine.

Ich blieb stehen. Nicht, daß ich mit ihr in ein Zimmer gehen wollte, ich hatte einfach Lust, ein paar Worte mit ihr zu wechseln.

»Du bist allein?«

»Natürlich.«

»Ich auch«, sagte sie. »Vielleicht könnten wir uns die nächste Stunde gemeinsam vertreiben.«

Ich schaute sie an. Sie sah nicht einmal übel aus. Und irgendwie paßte sie auch zu dieser Gegend und in die gesamte Stimmung hinein. Sie kam mir nostalgisch vor. Das Gesicht war ziemlich hell geschminkt, nur die Ränder der Augen besaßen einen dunklen Hauch, der sich als Streifenmuster bis oben in die Stirn hinzog. Wegen der Kühle hatte sie einen langen Mantel übergestreift. Er reichte bis zu den Waden. Sie öffnete ihn nicht, darunter trug sie bestimmt nicht viel. Irgendwie schien sie das Gefühl zu haben, daß ich nicht der richtige Kunde für sie war.

Die Lippen waren sehr scharf nachgezeichnet worden. Die Farbe glänzte wie roter Lack. Sie kam mir vor wie ein verstoßener Engel und tat mir leid.

»Nein, ich möchte nicht mit dir aufs Zimmer gehen.«

»Ich bin aber gesund!« Fast trotzig trat sie mit dem Fuß auf.

»Das hat mit AIDS nichts zu tun, Mädchen. Mir geht es einfach ums Prinzip.«

»Du schläfst nicht mit jeder?«

»So ist es.«

Sie nickte. Es kam mir traurig vor. »Ein beschissener Abend ist das«, sagte sie und strich durch die feuchten Locken. »Da steht man sich die

Beine in den Bauch.«

»Im Sommer läuft es besser, nicht?«

»Und wie.«

»Schaffst du allein an?«

»Was meinst du damit?«

»In die eigene Kasse. Oder hast du einen, der hinter dir steht und abkassiert?«

Sie wurde mißtrauisch und ging einen kleinen Schritt zurück.

»Weshalb interessiert dich das?«

»Nur so.«

Das Mädchen ließ sich Zeit mit seiner Antwort. Da kein weiterer Kunde kam, war die Unterhaltung mit mir für sie eine Abwechslung. »Du bist ein Bulle, wie?«

Meine Lippen zuckten, als ich lächelte. »Sehen so die Bullen aus?«

»Eigentlich nicht.«

»Na bitte.«

Sie holte eine Zigarette aus der Manteltasche. Ich gab ihr Feuer.

Das Mädchen blies den Rauch in den Nebel, dann lachte sie.

»Was belustigt dich so?«

»Ich weiß es nicht«, sagte sie. »Vielleicht liegt es an der Stimmung, am Nebel, aber irgendwie gefällst du mir. Obwohl uns wahrscheinlich Welten trennen, kommst du mir irgendwie so vor, als wären wir auf gewisse Art und Weise Geschwister. Ich habe auch nicht immer angeschafft, habe mal studiert, doch das ist lange her. Das Geld reichte nicht, du verstehst.«

»Ja.«

»Erst ging ich nur am Wochenende auf die Straße, jetzt stehe ich jeden Tag hier.«

»Und der Sprung zurück?«

»Den habe ich verpaßt«, sagte sie hart, warf die Zigarette zu Boden und trat die Glut mit einer wütenden Bewegung aus. »Den habe ich verpaßt«, wiederholte sie noch einmal.

»Kannst du nicht aussteigen, oder willst du nicht?«

»Beides.«

»Wer hindert dich daran?«

»Ich selbst und…« Sie winkte ab, als hätte sie zuviel gesagt. »Das ist nicht dein Problem.«

»Der Zuhälter!«

Sie schaute mich an. »Geh lieber und nimm dich in acht.«

»Vor wem?«

»Hier in der Gegend stimmt nicht alles. Ich gebe dir einen guten Rat. Paß auf und renn weg, wenn du plötzlich Musik hören solltest. Dann nimm die Beine in die Hand.«

Ich mußte lachen. »Musik hat mich eigentlich immer interessiert.«

»So?« Sie starrte mich aus großen Augen an.
»Ja. Ich heiße übrigens John.«
»Kannst mich Kitty nennen.«
»Okay, Kitty. Was ist nun mit der Musik?«
Sie schaute sich vorsichtig um. Erst als sie sicher war, nicht beobachtet zu werden, kam sie näher. Ich roch ihr Parfüm. Es umschwebte mich als süßliche Duftwolke. »Hast du schon mal etwas von einer Höllenmusik gehört?« fragte sie.
»Nein!«
»Das habe ich mir gedacht. Es ist aber die Musik aus der Hölle, die hier erklingt.«
»Und wer ist der Musiker?«
»Ein Dämon«, wisperte sie. »Niemand kennt ihn. Er ist gefährlich und verbreitet Terror. Er ist der Anführer einer brutalen Bande. Die Bullen wissen nichts davon. Viele hier sind informiert. Sie können nur nichts unternehmen.«
»Hat er keinen Namen?«
»Doch. Er nennt sich selbst Tiger. Wir aber haben ihm einen anderen Namen gegeben: Hard-Rock-Zombie!«
»Tatsächlich?«
»Ich lüge nicht.«
»Wo tritt er auf?«
Kitty ging wieder zurück und lehnte sich gegen die Laterne.
»Überall, John. Er ist plötzlich da. Wenn du dann die Musik hörst, mußt du fliehen, sonst bist du verloren. Sie macht dich an, sie reißt dicht mit… in die Hölle.« Als sie mein Lächeln sah, zog sie die nachgepinselten Augenbrauen zusammen. »Du … du glaubst mir nicht – oder?«
»Es fällt mir schwer.«
»Glaubst du nicht, daß es einen Teufel oder eine Hölle gibt?« Sie lachte. »Hast du eine Ahnung. Da sind Dinge passiert, von denen du dir keine Vorstellung machen kannst.«
»Welche denn?«
»Das kann ich nicht sagen«, flüsterte sie.
Ich lachte. »Erst machst du mich neugierig, dann kommt der große Rückzieher.«
»Weil es gefährlich ist.«
»Auch das Reden darüber?«
Kitty nickte heftig. »Ja, denn er hat seine Ohren überall. Er ist ein Dämon. Plötzlich entsteht er. Das ist, als würde er aus dem Nebel erscheinen oder aus einer Schwefelwolke. Wie der Teufel.« Sie schluckte und fügte noch leiser hinzu: »Vielleicht ist er sogar der Teufel. Man kann ja nie wissen.«
»Wie sieht er denn aus?« fragte ich.

»Furchtbar.«

»Das kann ich mir zwar vorstellen, ist aber keine Antwort, wie du zugeben mußt.«

»Stimmt.«

»Beschreibe ihn.«

Kitty hob unruhig die Schultern. »Du verlangst viel. *Ich* habe ihn einmal nur gesehen.«

»Wenn er so ungewöhnlich ist, wie du gesagt hast, mußt du ihn auch in Erinnerung behalten haben.« Allmählich begann mich die Sache zu interessieren. Ich hatte das Gefühl, am Beginn einer gefährlichen Spur angelangt zu sein.

»Ja, ich kann ihn beschreiben«, sagte sie leise. »Er… er ist immer vom Feuer umgeben, trägt eine schwarze Lederhose und eine schwarze Lederweste über dem nackten Körper, der bräunlich schimmert. Er hat einen Hals wie ein Baumstamm, so dick. Darum hat er eine Kette aus kleinen Totenschädeln geschlungen. Der Kopf ist am schlimmsten. Wie eine Knetmasse, in die jemand hineingestochen hat, um die Augen zu bekommen. Alles wulstig, verstehst du?«

Ich nickte. Reden wollte ich nicht. Kitty sollte nicht unterbrochen werden.

»Haare hat er auch. Die sind rot und gelb, wie die Flammen des Feuers. Und Flammen umgeben ihn immer, wenn er auftritt.«

»Er legt also Feuer?«

»Nein, wie kommst du darauf? Wenn er erscheint, fängt es um ihn herum an zu brennen. Ein Flammenring umgibt ihn.«

»Noch etwas?«

»Ja, er spielt Gitarre.«

Ich lachte leise. »Das ist wohl am harmlosesten – oder?«

»Hast du eine Ahnung. Von wegen harmlos. Die Gitarre ist ein reines Hölleninstrument. Wenn du die Musik hörst, dann drehst du fast durch. Die geht dir unter die Haut. Die hat eine nahezu teuflische Power. Wir haben es erlebt.«

»Und was passiert?«

»Sie macht dich so an, daß du nicht mehr wegkannst. Also, noch mal. Geh nach Hause. In dieser Nacht wird er wieder erscheinen und seine Opfer suchen. Er hat auch eine Bande um sich geschart. Männer und Frauen, die ihm folgen. Ich muß noch anschaffen«, sagte sie schroff. »Vielleicht habe ich Glück.«

»Schade.«

»Wieso?«

»Ich wäre gern mit dir etwas essen gegangen.«

»Nicht schlecht.«

»Sollen wir?«

Sie schaute mich schräg an. »Später vielleicht?«

»Ja, gern. Und wo?«

»Kennst du…?« Sie überlegte und legte einen Finger auf die Unterlippe. »Kennst du PPP?«

»Nein.«

»Das ist ein Geheimtip. Das Lokal liegt im Keller. Paolos Pizza Pub heißt es. Deshalb PPP.«

»Und da gibt es gutes Essen?«

Ich hatte von diesem Lokal noch nie etwas gehört und fragte: »Wo finde ich es denn?«

»Die nächste Straße links, dann wieder links, und es liegt auch auf der linken Seite. Bist du mit einem Wagen unterwegs?«

»Nein.«

»Dann treffen wir uns dort.«

»Wann?«

»In zwei Stunden?«

»Ja, die Zeit ist gut. Dann habe ich auch Hunger.«

»Okay, bis dann, John.« Sie schlug mir auf die Schulter und drehte sich ab. Ein Lächeln huschte über ihre Lippen.

Auch ich dachte über sie nach. Man soll diese Mädchen nicht verdammen, und auch nicht alle über einen Kamm scheren. Wenn man hinter die Fassade schaut, stellt man meist fest, daß die Mädchen nichts so sehr suchen, wie Wärme und Geborgenheit. Jemand, der ihnen Schutz gibt und ihnen sagt, daß er für sie da ist. Deshalb geraten sie auch oft genug in die Hände von Zuhältern.

Ich hatte vor einigen Wochen eine Kollegin von Kitty kennengelernt, die in einem Wohnmobil ihrem Geschäft nachging. Sie hatte mich auf die Spur des gläsernen Höllensees gebracht. Hatte die Kleine damals nicht auch Kitty geheißen? Ich wußte es nicht mehr.

In meinem Job sind Namen oft Schall und Rauch.

Nur nicht der Name des Teufels. Kitty hatte zudem noch einen Begriff erwähnt, der mich mißtrauisch machte.

Hard-Rock-Zombie!

Was steckte dahinter?

Ein Zombie ist ein lebender Toter. Und Hard Rock ist eine Musikrichtung. Sollte möglicherweise eine lebende Leiche als Hard-Rock-Musiker auftreten?

Vorstellbar war dies nicht, aber was ist schon vorstellbar, wenn man einen Job wie ich hat? Da erlebt man die übelsten Überraschungen.

Ich schritt weiter durch den dünnen Nebel und dachte über den Hard-Rock-Zombie nach.

So, wie Kitty ihn beschrieben hatte, mußte er ein schrecklicher Typ sein. Trotzdem stand längst nicht fest, daß es sich bei ihm um einen Abgesandten meines speziellen Freundes, des Teufels, handelte.

In dieser Zeit, wo zahlreiche Bands den Horror als Beiwerk für ihre

Musik entdeckt hatten und auch entsprechende Video-Clips drehten – Michael Jackson war da Vorreiter gewesen, gab es viele Musiker, die sich derart verkleideten, daß sie dämonischen Gestalten glichen und somit dem Zerrbild der Hölle ziemlich nahe kamen.

Das konnte auch bei diesem Tiger der Fall sein. Einen Flammenring herzustellen, war nicht gerade schwer.

Ich war da schon skeptisch, trotz Kittys Erzählungen.

Mein Weg führte mich in eine etwas belebtere Gegend. Na ja, belebt war vielleicht etwas übertrieben. Lokale reihten sich aneinander. Davor standen Typen herum, die mich aus hungrigen Augen anstarrten. Der fließende, dünne Nebel ließ sie wie Gestalten aus einem Gespensterreich erscheinen. Schwere Motorräder standen neben schicken Sportwagen. Das Lokal, aus dem Musik dröhnte, schien in der Branche einen bestimmten Ruf zu haben. Möglicherweise ein Insider-Treff, um es mal positiv auszudrücken.

Ich ging vorbei.

Angepöbelt wurde ich nicht. Einige Schritte weiter, vor einem geschlossenen Porno-Shop mit trister Beleuchtung, standen Mädchen und wollten mit mir aufs Zimmer.

Ich ging vorbei, sie fluchten hinter mir her.

Kitty hatte mir gesagt, daß ich in die nächste Straße links einbiegen sollte.

Das tat ich auch.

Kaum war ich um die Ecke gegangen, sah ich das Baugerüst. In letzter Zeit traf der Besucher sehr oft auf diese Gerüste. Irgend jemand hatte sich vorgenommen, das alte Soho zu renovieren, touristenfreundlicher zu machen.

Daß dabei viel von der typischen Substanz verlorenging, wußte man, aber hier ging es ums Geld, und das wiederum drückte andere Argumente ins zweite Glied.

Das Gerüst stand nur deshalb, weil die Außenfassade so bleiben sollte. Hinter ihr bildeten die Trümmer der Mauern regelrechte Berge. Es war ein Mietshaus gewesen mit Geschäften im Erdgeschoß, die natürlich größere Schaufenster besaßen, durch die ich schauen konnte.

Schutt und. Trümmer bildeten kaum ein Durchkommen. Da brannte auch kein Licht, dennoch begann es hinter der Fassade plötzlich zu flackern.

Feuer!

Jemand mußte Feuer gelegt haben, und ich dachte natürlich an Kittys Erzählung.

Sollte ich tatsächlich das Glück haben und diesen Hard-Rock-Zombie sehen können?

Noch waren die Flammen ziemlich schwach. Wenn mich nicht alles

täuschte, bildeten sie bereits einen Kreis, von dem Kitty ebenfalls berichtet hatte.

Das mußte er sein.

Wenn diese Gestalt schon da war, wollte ich sie mir auch aus der Nähe ansehen.

Offene Fenster oder Türen gab es genügend, die konnte ich mir aussuchen.

Ich duckte mich unter einem Laufbrett hinweg und stieg durch die Türöffnung neben einem Schaufenster ein.

Der Geruch von Staub, Mörtel und klebriger Feuchtigkeit umfing mich. Dicht hinter der Fassade begannen bereits die Trümmer.

Wie gesagt, sie bildeten regelrechte Berge mit kleinen Tälern dazwischen.

Und auf einem dieser Berge stand er, inmitten eines Feuerringes.

Der Hard-Rock-Zombie!

Gleichzeitig erwärmte sich mein Kreuz…

***

Es war kein Brennen auf meiner Brust, nur eine leichte Erwärmung.

Sie reichte allerdings voll und ganz aus, um mir zu sagen, daß sich dämonische Kräfte in der Nähe ausgebreitet hatten.

Da kein anderer sich in der Nähe befand, mußte diese Strahlung von der im Feuerkreis stehenden Gestalt ausgehen.

Er bot schon ein unheimliches und gleichzeitig groteskes Bild. Und er sah so aus, wie Kitty ihn mir beschrieben hatte. Nur auf den Haarschnitt hätte sie etwas näher eingehen sollen, denn so eine »Frisur« hatte ich nicht einmal bei den stärksten Punkern gesehen.

Die Haare standen wie rot und gelb gefärbte Besenborsten, auch so dicht.

Das Gesicht war ebenfalls stark. Mehr eine fleischige Masse, in die jemand einige Merkmale hineingedrückt hatte. Nase, Ohren, Kinn, Lippen, das alles wirkte fleischig, übergroß, einfach surrealistisch.

Hinzu kam der Flammenkreis.

Das Feuer brannte kniehoch. Im Widerschein der sich bewegenden Zungen ließ sich nicht erkennen, wie dunkel oder hell seine Haut war. Über sie huschte jedenfalls ein rotgelbes Flackerlicht.

Und er besaß seine Gitarre.

Manchmal kommen mir die Typen vor, als hätten sie sich in die Hose gemacht, wenn sie breitbeinig dastanden und in den Knien trotzdem einknickten.

Auch der Typ vor mir hatte diese Haltung angenommen. Ich wartete nur darauf, daß er anfing zu spielen.

Er ließ sich Zeit.

Ob er mich gesehen hatte, konnte ich nicht behaupten. Ich stand

zwar draußen, doch die schmutzige Rückwand der Fassade lag im Dunkeln und schützte mich.

Dann begann es.

Ein konvulsivisches Zucken schnellte durch den massigen Körper des Hard-Rock-Zombie. Er warf den Kopf in den Nacken, riß das Maul auf – Mund konnte man dazu nicht mehr sagen –, und ein uriger Schrei fegte in den nebligen Nachthimmel.

Das Feuer hatte die Schwaden etwas vertrieben, deshalb sah ich den Kerl ziemlich scharf, der beim ersten Schrei seine rechte Hand nach unten fallen und über die Saiten der Gitarre gleiten ließ.

Die Akkorde jagten mir entgegen. Überlaut, sie dröhnten, als wären sie verstärkt worden.

Ich hatte die Reaktion meines Kreuzes nicht vergessen und zog es vorsichtig unter der Kleidung hervor. Die schmale Silberkette hielt ich mit spitzen Fingern, ließ den Talisman nicht offen vor der Brust hängen und steckte ihn in die Trenchtasche.

In der Handfläche spürte ich die leichte Wärme des Kreuzes. Mir war klar, daß dieser Kerl zumindest dämonisch angehaucht war.

Ich ließ ihn spielen.

Er hämmerte auf seiner Gitarre herum, als wollte er sie zerstören.

Der Rhythmus wurde immer wilder. Jedesmal, wenn er besonders laut über das Ziel hinausschoß, bewegten sich auch die Flammen und sprangen regelrecht in die Höhe, so daß sie die aufgestellten Haare des Hard Rockers erreichten.

Das war der reine Wahnsinn, der vor mir ablief. Tiger – so hieß er ja - begann zu tanzen.

Er sprang in dem Feuerkreis herum. Die auf der Gitarre gehämmerten Rhythmen jagten als harter, brutal klingender Power über das Trümmerfeld hinweg und auch noch weiter, als wollten sie mit ihrer Botschaft den Stadtteil Soho durchdringen und zahlreiche Helfer herbeilocken.

Feuer gibt Wärme ab.

Auch wenn ich relativ weit noch von den Flammen entfernt stand, hätte ich etwas von der Wärme spüren müssen. Das war nicht der Fall. Deshalb kam für mich nur kaltes Feuer in Frage.

So etwas gibt es. Das hatte ich mehr als einmal erlebt. Ein kaltes Feuer, von der Hölle geschickt, zwar auch vernichtend, aber eben anders als die normalen Flammen.

Höllenfeuer brennt mit einer nahezu gnadenlosen Kälte und verschlingt jeden der sich ihm nähert.

Ich ging auf den Kreis aus Flammen zu.

Noch hatte ich die Hoffnung, Wärme zu spüren. Zwei Schritte später war sie verloschen.

Dieses Feuer stammte nicht von unserer Welt, Es mußte in der Hölle

entfacht und von dort mitgebracht worden sein. Also war Tiger auch ein Günstling des Teufels.

Ich leistete Kitty insgeheim Abbitte. Einen kleinen Spaziergang nur hatte ich unternehmen wollen, jetzt steckte ich bereits mitten in einem mörderischen Fall, denn ein Teufelsdiener wie Tiger schaffte es durchaus und vor allen Dingen mit Hilfe dieser Power-Musik, daß ihm zahlreiche junge Menschen folgten, wie die Schafe dem Hirten auf der Weide.

Tiger ließ sich nicht stören. Er befand sich in seinem Element, wuchs zu einer wilden Ekstase hoch, sprang, schrie, sang und hämmerte auf den Saiten seiner Gitarre. Für mich grenzte es bereits an ein kleines Wunder, daß sie noch nicht gerissen waren.

Der übrige Teil des Grundstücks lag im Finstern. Das Feuer gab zwar seinen Schein ab, der blieb ziemlich konzentriert und strahlte mehr nach innen ab.

Ich stieg den Trümmerhügel hoch. Diesmal hatte ich mein Kreuz offen in die Hand genommen.

Wenn Tiger nach unten und über den Flammenrand hinwegschaute, mußte er es sehen.

Als er den Kopf senkte, hielt ich die rechte Hand hoch und mit ihr das Kreuz!

Sein Blick traf mich – und das Kreuz!

Im gleichen Augenblick breitete er die Arme aus, vergaß seine Gitarre, die letzten Rhythmen schwangen aus, und der Kreis aus Flammen drang jetzt nach innen.

Er packte Tiger!

Innerhalb eines Atemzuges wurde er vom Feuer verschlungen.

Flammen, Rauch und eine Fratze bildeten ein Bild, in dem besonders die Fratze hervorstach.

Dreieckig, widerlich grinsend mit langen Stiftzähnen und kalten, bösen Augen.

Das Gesicht des Teufels!

Asmodis also steckte dahinter. Und der verfluchte Hard-Rock-Zombie war ein Produkt seines finsteren Reiches, der Hölle.

Ich hatte für einen Moment den Atem angehalten. Als ich die Luft wieder ausstieß, war die Stelle auf dem Trümmerhügel leer, als hätte dort nie jemand gestanden.

Nur etwas erinnerte noch an Tiger und die Teufelsfratze.

Nicht der Hauch des Todes, dafür der Hauch von Schwefelgasen, auch Odem der Hölle genannt.

Ich kletterte auf den Hügel und machte mir gleichzeitig Vorwürfe.

Vielleicht hätte ich ihn schon längst erwischen können, wenn ich mein Kreuz in die Flammen geschleudert hätte. So war er mir entkommen und würde an anderer Stelle wieder auftauchen.

Dunkelheit und Nebel hatten mich überfallen und hüllten mich ein. Um überhaupt etwas erkennen zu können, nahm ich meine kleine Lampe zu Hilfe.

Ich leuchtete die Hügelkuppe ab, ohne eine Spur zu finden. Tiger hatte nichts hinterlassen, was auf ihn hingewiesen hätte. Keine verbrannte Erde, keinen angesengten Stein, einfach nichts.

Und doch war er hier gewesen. Schon jetzt stand fest, daß ich ihn jagen würde und auch mußte.

Im nachhinein war ich froh, Kitty getroffen zu haben. Womöglich wäre ich nie auf die Spur des Hard-Rock-Zombies gelangt.

Mit Kitty war ich verabredet. Jetzt konnte ich nur hoffen, daß sie sich an den Termin erinnerte und nicht etwa kalte Füße bekommen hatte. Ich stieg den Trümmerhügel wieder hinab, mußte achtgeben, weil Steine eckig und kantig vorstanden und unter meinem Gewicht leicht aus dem Gefüge gelöst werden konnten.

Der Weg bis zur Fassade war nicht weit. Genau dort, sogar noch dicht neben der Tür, durch die ich gekommen war, bewegte sich ein Schatten.

Dort stand jemand, der mich ebenfalls gesehen hatte und auf mich zukam.

Es war ein Mann. Breitschultrig. Er trug eine dunkle Jacke und eine ebenfalls dunkle Baskenmütze auf dem Kopf, die an der rechten Seite das Ohr berührte. Sein Gesicht unter der Mütze wirkte unnatürlich grau. Er streckte den Arm aus.

Eine Geste, die ich verstand und deshalb stehenblieb.

»Wo ist er?« fragte er mich.

»Wer?«

»Tiger Diabolo!«

»Verschwunden.« Ich registrierte den Zweitnamen sehr wohl. Er paßte zu ihm.

»Weshalb?«

»Ich weiß es nicht.«

»Sie haben ihn vertrieben!« fuhr er mich an. Aus seinem Mund strömte der Geruch von Knoblauch.

»Wie kommen Sie darauf, Mister…?«

»Es gibt keine andere Möglichkeit. Sie haben ihn vertrieben. Das hätten Sie nicht tun sollen!«

»Gut, okay, vielleicht habe ich ihn vertrieben. Darf ich fragen, was Sie von ihm wollten und wer Sie sind?«

»Nein, das dürfen Sie nicht.« Er schaute mich an und hob den Finger der Rechten zu einer Drohgebärde. »Laufen Sie mir nicht noch einmal in die Quere. Ich warne Sie. Verstanden?«

»Sie haben laut genug gesprochen.«

»Dann richten Sie sich danach!« zischte und hauchte er mich an.

Bevor ich eine weitere Frage stellen konnte, machte er kehrt und verschwand durch das Türloch.

Ich folgte ihm, hörte auch seine Schritte, dann waren sie nicht mehr zu vernehmen, denn das Dröhnen bestimmter Motoren übertönte alle anderen Geräusche.

Schwere Maschinen wurden in die Straße gelenkt. Auf ihnen hockten in Lederzeug gekleidete Gestalten. Augen lagen hinter Sichtvisieren. Die verfolgten die breiten, hellen Bänder der Scheinwerfer, die lautlos über das holprige Pflaster der Straßen glitten.

Ich sah zu, daß ich wegkam, denn mit der Horde wollte ich keinen Krach haben.

Da die schweren Feuerstühle relativ langsam fuhren, kam ich gut weg und drückte mich ungefähr zwanzig Schritte weiter in eine leere Haustürnische.

Sechs Motorräder zählte ich. Ihre Motoren knatterten sehr verhalten. Die Fahrer rollten langsam heran und drehten nach links, um die angestützte Hausfassade anzustrahlen.

Allmählich zeigte sich, weshalb sie in diese stille Straße gefahren waren.

Sie hatten Tiger Diabolos Musik gehört und waren gekommen, um ihn zu sehen.

Nun würden sie Pech haben.

Trotzdem stiegen sie von ihren Feuerstühlen und bockten sie auf.

Sichtvisiere klappten hoch, Helme verschwanden von den Köpfen.

Manche Schädel waren kahl rasiert, andere wiederum besaßen nur noch einen dünnen Haarstreifen.

Skinheads, wahrscheinlich. Auch das noch.

Glatzköpfe nannten sie sich. Für mich waren es Hohlköpfe, die ewig gestrigen, die allerdings nicht unterschätzt werden durften. Ich stand in guter Deckung und hörte ihre harten Stimmen über die Straße schallen. Sie redeten mit meist knappen Sätzen, als würde ihr Vokabular zu nichts anderem reichen.

»Verdammt, er ist weg!«

»Wieso?«

»Ja, er ist weg!«

»Warum?«

»Hört ihr denn was?«

»Los, wir schauen nach!«

Sie stürmten durch die offenen Löcher der Fassade. Ich hörte ihr wütendes Heulen und auch die weiteren Bemerkungen, wenn auch jetzt etwas leiser.

»Das ist noch nie passiert!«

»Jemand muß ihn vertrieben haben!« schrie eine helle Stimme.

Ein Skinhead lachte. »Wer kann Tiger Diabolo denn vertreiben? Das

gibt es doch nicht!«

»Jedenfalls ist er weg!«

»Was machen wir? Warten?«

»Nein, wir fahren. Vielleicht hören wir ihn noch mal.«

»Bestimmt hören wir ihn. Diese Nacht gehört ihm, dem Teufel und auch uns.« Den Satz hatte wieder der Stimmbruchaspirant gebrüllt.

Ich zeigte mich natürlich nicht und wartete, daß die Horde wieder zum Vorschein kam.

Die Kerle verließen das Grundstück relativ gesittet. Wahrscheinlich saß ihnen der Schock über das Verschwinden des Tiger Diabolo noch zu stark in den Knochen. Nur einige von ihnen schlugen wütend gegen das Gerüst.

Der Reihe nach stiegen sie auf ihre Feuerstühle. Kaltes, gnadenlos hell strahlendes Licht der Scheinwerfer vertrieb die Finsternis, aber nicht die Nebelbahnen, durch die träge Schleier zogen.

Die Hausmauern schienen zu zittern, als die Motoren ansprangen.

Der Sound war für manche Menschen einfach irre. Mir fiel er allerdings auf die Nerven.

Ohne mich entdeckt zu haben, brausten die Skinheads davon. Ich verließ meine Deckung und blieb sehr nachdenklich stehen, wobei mein Blick zurück zur Ruine glitt.

In der letzten Stunde hatte sich einiges getan. Ich hatte das Mädchen Kitty getroffen, von Tiger Diabolo erfahren, ihn auch erlebt, dann waren mir dieser Fremde mit der Baskenmütze und die Horde Skinheads begegnet.

Irgendwo mußte es einen roten Faden geben, der all die Dinge zusammenhielt.

Kitty war ein Mädchen, das diese Gegend kannte. Zudem hatte sie Vertrauen zu mir gefaßt – das bildete ich mir jedenfalls ein – vielleicht gelang es mir, mehr aus ihr herauszuholen. Zumindest über die Skinheads mußte sie Bescheid wissen.

Ihre Wegbeschreibung hatte ich nicht vergessen. In der Ferne verklang das Donnern der Motoren. Niemand hatte sich auf der Straße gezeigt. Erst jetzt, wo die Horde verschwunden war, sah ich wieder Leute.

Ich machte mich auf die Socken, um den Treffpunkt zu erreichen.

***

PPP – Paolos Pizza Pub!

Die drei großen Buchstaben leuchteten in einem kalten Blau, das gar nicht zu übersehen war.

Man konnte den Eingang von zwei Treppenseiten aus erreichen.

Zur oben liegenden Straße hin schirmte eine Mauer die Stufen ab, die mit Sprüchen besprüht und bekritzelt war.

Einige Schmierer hatten sich in drastischen Worten über das Essen beschwert.

Die Straße selbst gehörte zu den belebteren des Vergnügungsviertels. Auch bei diesem Wetter herrschte noch Betrieb.

Ich hatte die rechte Treppe genommen, stand vor einer grün gestrichenen Tür und sah die Messingklinke, die traurig nach unten hing. Mit dem Ellbogen drückte ich die Tür auf.

Wärme stemmte sich mir entgegen. Vermischt mit dem Geruch von Gewürzen und gebratenem Fleisch.

Paolos Pizza Pub war nicht besonders groß. Ein Raum, in dem sechs Tische standen und die Theke. Weiße Tischdecken und weiße Wände ließen die Kellerlage vergessen.

Wenn es ein Geheimtip war, dann hatte es sich tatsächlich noch nicht herumgesprochen, daß man hier gut essen konnte. Ich war nämlich der einzige Gast und wurde von Paolo mit freundlichen Worten begrüßt. Er ließ seine italienische Zeitung sinken und erklärte mir, wie sehr er sich über meinen Besuch freute.

Paolo war Italiener, aber er sah nicht so aus. Er wirkte auf mich ulkig.

Zwar wuchs der dunkle Bart wie ein trauriger Halbmond auf seiner Oberlippe, doch die Haare erstrahlten fast in einem hellen Blond. Paolo hatte sie sich färben lassen. Als Kleidung reichten ihm eine schwarze Hose, ein weißes Hemd mit Pumpärmeln und eine ebenfalls schwarze Stoffweste. Der Mund war breit wie der eines Breitmaulfrosches. Wenn er redete blitzten Goldzähne im Oberkiefer.

»Sie können sich die Plätze noch aussuchen, Signore. Nichts ist reserviert.«

»Ist das immer so?« fragte ich und zog meinen Mantel aus. Darunter trug ich eine glatte Lederjacke zu der grauen Hose. Mein Hemd bestand aus Jeansstoff.

Aus der Wand schauten einige Haken. An einen hing ich meinen Mantel auf. Ich setzte mich ziemlich nach hinten, damit ich die Tür im Auge behalten konnte.

Kaum hatte ich meinen Platz eingenommen, erschien der Wirt am Tisch. Er hatte die Speisekarte mitgebracht und ein Glas Grappa.

»Der Drink geht auf Kosten des Hauses«, erklärte er freudestrahlend.

Ich bedankte mich und fragte: »Machen Sie das immer so?«

»Nein, nur beim ersten Gast.«

»Dann bin ich heute der erste?«

»Ja, für den Abend.« Er trank selbst auch. Der Grappa war scharf und trieb mir das Wasser in die Augen. Ich schüttelte mich und bestellte ein Bier.

»Das habe ich nur in Flaschen.«

»Macht nichts.«

Ich bekam es mit einem Glas gebracht. Inzwischen hatte ich in der Speisekarte herumgeblättert und ein passendes »Gericht« gefunden.

Gemischten Salat.

»Die ist gut«, sagte Paolo und lobte sich selbst, »aber für einen erwachsenen Menschen reicht es nicht.«

»Wenn ich noch Hunger habe, bestelle ich etwas nach.«

»Sehr wohl, Signore, sehr wohl.« Er eilte zur Theke und schrie nach einer Rosa.

»Si?« brüllte eine quäkige Stimme zurück.

»Einmal den großen Salat.«

»Si!«

Ich hatte mir Bier eingeschenkt und mußte grinsen. Die Frau rief immer nur das gleiche. Vielleicht konnte sie nicht mehr.

»Kitty war noch nicht hier?« fragte ich quer durch den Raum.

»Nein.«

»Aber Sie kennen das Mädchen?«

»Sehr gut sogar. Kitty ist nett. Sie ißt oft bei mir. Wir plaudern auch.« Er schüttelte den Kopf und mußte noch einen Grappa trinken. »Die Kleine hat einen beschissenen Job.«

»Da sagen Sie was.«

»Aber was will man machen? Schauen Sie mich und meine Frau an. Wir strampeln uns ab und kommen zu nichts.«

»Auch nicht im Sommer?«

Er stemmte die Hände auf die Thekenplatte und nickte mir zu.

»Da ist es besser. Sind Sie ein Kunde von Kitty?«

»Das nicht.«

»Hätte ja sein können.«

Ich wollte ihn schon nach Tiger Diabolo fragen, als die Tür aufgezogen wurde.

Zwei Männer erschienen.

Der eine trug einen hellen Anzug und einen schwarzen Pullover darunter. Er war schlank, an den Haaren schon leicht angegraut, dafür aber im Gesicht solariumbraun. Drei Ringe an seinen Fingern ließen mich mißtrauisch werden. Das war der Typ Zuhälter.

Der zweite trug eine rote Lederjacke und Jeans aus den siebziger Jahren, als die Hosenbeine noch ausgestellt waren. Er wirkte stark, ohne massig zu sein. Die Nase in seinem Gesicht stand etwas schief.

Da er die Ärmel der Jacke halb hochgeschoben hatte, konnte ich die Tätowierungen an seinen Unterarmen sehen. Sie mußten schon sehr farbig sein, um durch den dunklen Haarpelz zu schimmern. Beide zeigten das gleiche Motiv, einen Totenkopf.

Ich dachte über die neuen Gäste nach. Waren es Soho-Gauner aus der Halbwelt, oder gehörten sie schon zu einer etwas höheren Stufe.

Als Gäste jedenfalls waren sie Paolo nicht willkommen, denn der

Wirt wurde leichenblaß, auch wenn sich die beiden Männer ruhig an einen Tisch nahe des Eingangs setzten.

»Was möchten Sie trinken?« fragte er.

»Wie immer.«

Um mich kümmerten sich die neuen Gäste nicht. Sie schauten mich nicht einmal an. Ein Typ wie ich war für sie uninteressant.

Paolo schaffte den Grappa heran. Gleich eine ganze Flasche. Der Kerl in der Lederjacke öffnete sie und schickte den Wirt weg. Zudem rief seine Frau aus der Küche, daß er den Salat abholen könnte.

Paolo verschwand gebückt, als würde er Schläge erwarten.

Mir gefiel die Entwicklung überhaupt nicht. Das roch schwer nach Ärger. Wenn jetzt Kitty noch auftauchte, konnte es sogar noch sehr brenzlig werden.

Ich überlegte, ob ich den Salat nicht lieber stehenlassen und draußen auf Kitty warten sollte. Nein, nicht weglaufen. Außerdem tat mir Paolo leid.

Er kam mit dem Salat. Als er die Schüssel auf den Tisch stellte, zitterten seine Hände sehr stark. Sogar das Besteck klapperte.

»Gu… guten Appetit!« wünschte er mir.

Ich hielt ihn fest. »Was haben Sie?«

»Nichts, nichts.«

»Sind es die beiden Kerle?«

»Kümmern Sie sich bitte nicht darum.« Er riß sich los und mußte, um die Theke zu erreichen, auch am Tisch der beiden Männer vorbei.

»Dein Grappa ist scheiße«, sagte der Mann im Anzug. »Bring eine neue Flasche.«

»Sehr wohl, Sir, sehr wohl…« Paolo nahm die Flasche wieder mit, während ich mir den Salat anschaute und zufrieden war. Zwischen dem Grün der diversen Salate und dem Violett der Oliven schimmerte rosafarbener, leicht angebratener Fisch.

Der Wirt brachte die neue Grappa-Flasche. »Wenn die nicht besser ist…« Der Typ im Anzug lächelte nur kalt und ließ seinen Kumpan kosten.

Der nahm zwei große Schlucke und nickte. »Ja, der ist gut.«

»Danke, Signore.«

»Weshalb nicht gleich so?« fragte der sommerlich Gekleidete. »Ich sehe, du hast gute Waren. Und mit guten Waren verdient man auch gutes Geld, nicht wahr, Paolo?«

»Manchmal.«

»Oooo Paolo, nicht lügen. Du möchtest doch auch morgen noch acht Finger und zwei Daumen haben. Also verdient man gutes Geld mit guter Ware?«

»Si, Signore.«

»Wunderbar. Und weshalb bist du dann im Rückstand mit deinen

Prozenten?«

Ich hatte die ganze Zeit über sehr genau zugehört und war erst jetzt richtig aufmerksam geworden.

Ich wußte nun Bescheid.

Hier lief eine ganz schmutzige Sache ab. Schutzgeld-Erpressung.

Etwas, das mir den Magen in die Höhe trieb.

Paolo suchte nach einer Antwort. »Ich… ich habe nicht viel verdient. Sie sehen doch selbst, Signori …«

»Das ist nicht unsere Schuld«, erklärte der Elegante. »Nein, wir brauchen doch dafür keine Sorge zu tragen, daß Gäste zu dir kommen. Das mußt du selbst machen. Public Relation, verstehst du?«

»Ja, vielleicht. Ich werde es mir überlegen.«

»Nein, die Zeit ist um, Paolo. Wir können uns nicht bei jedem Besuch wiederholen. Weißt du was? Mein Freund wird gleich zu dir in die Küche kommen und sich deine Lebensmittel einmal genauer anschauen. Es kann sein, daß ihm einige Dinge nicht passen, auch der erste Grappe war ja ein Mist-Gesöff.«

Paolo trat einen Schritt zurück und streckte die Arme vor. »Nein, bitte, lassen Sie das! Ich… ich flehe Sie an!«

Der Kerl in der Lederjacke stand bereits auf. Auf seinem Gesicht lag schon das Zerstörer-Grinsen. Der würde, wenn man ihn ließ, in der Küche alles kurz und klein schlagen.

Ich schob den zur Hälfte leergegessenen Teller zurück. Schade um das Essen, es war wirklich gut.

»Morgen!« bettelte Paolo. »Kommen Sie bitte morgen noch einmal wieder. Dann habe ich alles besorgt.«

»Morgen sind wir woanders. Nein, heute ist der große Tag für dich, Paolo, heute!«

Da stieß jemand die Tür auf.

Diesmal war es Kitty, die in das Lokal stürmte und schon fast am Tisch der beiden vorbei war, als sie die Kerle entdeckte, stehenblieb und von dem Eleganten angesprochen wurde.

»Hallo, mein Schatz. Das ist aber nett von dir, daß du mich besuchen kommst. Setz dich schon zu mir.« Er klopfte auf seinen rechten Oberschenkel.

Kitty wurde leichenblaß.

***

Jetzt mischte ich mich ein. »Kitty gehört zu mir«, sagte ich nur so laut, daß die beiden es auch hören konnten. »Ich bin mit ihr verabredet. Komm her, Kitty.«

Sie ging auch. Steif, mit eckigen Bewegungen, und die beiden Kerle ließen sie laufen. Vielleicht hatte sie meine Bemerkung zu sehr überrascht.

Kittys rot geschminkte Unterlippe zitterte. Beim Gehen klaffte der schwarze Mantel auf. Darunter trug sie einen Minirock aus rotem Leder. Er reichte ihr bis knapp über die Oberschenkel. Die oberen Formen bändigte ein weißer Pullover.

Ich war aufgestanden und lächelte, während ich gleichzeitig an Kitty vorbei auf die Schutzgeld-Erpresser schielte. Als Kitty meinen Tisch erreicht hatte, streifte sie den Mantel ab. Ich nahm ihn an mich und hängte ihn über die Lehne des dritten Stuhls. Den anderen rückte ich ihr zurecht. Sie saß so, daß die Männer sie sehen konnten.

»Ein Kavalier«, sagte der Elegante. »Siehst du, Kitty, du machst noch mal Karriere. Und uns hast du immer weismachen wollen, daß du keine Freier findest.«

»Er ist kein Freier.«

»Was ist er dann?«

»Ein Bekannter«, sagte Kitty trotzig. »Wir haben uns hier verabredet, weil wir etwas bereden wollen.«

»Wie schön für euch. Was hast du denn an diesem Abend schon alles angeschafft? Hundert, zweihundert…«

»Gar nichts.«

»Trotzdem machst du schon Feierabend?«

»Nein, ich gehe später noch mal schauen.«

»Dann ist der Nebel dichter«, sagte der mit der Lederjacke.

»Richtig, Rudy, du denkst mit. Denkst du auch, daß Kitty eigentlich wieder hier verschwinden müßte?«

»Ja, das denke ich.«

»Dann schmeiß die Nutte raus!«

Rudy hatte auf so etwas schon gewartet. Der Elegante wollte zuschauen. Ich war kein Gegner für die beiden. Er schlug lässig die Beine übereinander, trank einen Schluck Grappa und zündete sich eine filterlose Zigarette an.

Rudy kam näher. Er ging mit stampfenden Schritten. In Kittys Augen glänzte Panik.

»Nicht schlagen!« flüsterte sie.

»Das mußt du schon mir überlassen, Herzchen.«

»Er wird dich nicht schlagen, Kitty«, sagte ich.

Rudy blieb stehen. Er befand sich in Griffweite, schüttelte den Kopf und fragte mich: »Du… du willst doch noch länger leben – oder nicht?«

»Das hatte ich vor.«

»Dann halte deine Schnauze!« Gleichzeitig griff er nach Kitty und schrie plötzlich auf, denn meine Fußspitze hatte ihn voll an einer seiner empfindlichsten Stellen erwischt. Am Schienbein.

Rudy wankte zurück, hob das rechte Bein an, preßte die linke Handfläche gegen die getroffene Stelle und begann zu »jubeln«. Der

Tritt hatte geschmerzt, deshalb tanzte er auf einem Bein.

Hinter der Theke stand jetzt auch Paolos Frau, eine kleine Person mit schwarzen Haaren, die sie im Nacken zu einem Knoten verschlungen hatte.

Ihr Gesicht war bleich geworden, beide Wirtsleute zitterten.

Der Elegante hatte seine Haltung etwas verändert. Er saß jetzt angespannter, nicht mehr so lässig und mit übereinandergeschlagenen Beinen. »Rudy, du läßt nach!«

Rudy keuchte noch und war hochrot im Gesicht. »Nein, ich… ich lasse nicht nach.«

»Im Sommer trage ich leichtere Schuhe!«

Bei Rudy rastete es nach dieser Bemerkung aus. Er griff unter seine Lederjacke, und Kitty schrie: »Der hat ein Messer!«

Das hatte er tatsächlich. Er zog die Klinge auch hervor, ein widerliches Messer, wie es Fallschirmspringer benutzten. Nur setzte er es nicht ein.

Fünf Augen starrten ihn an.

Ein Paar gehörte Kitty, das andere mir. Das fünfte jedoch war die Mündung einer Pistole, die ich in der Hand hielt. Sie lag auf dem Tisch, rechts neben meinem Salatteller. An der Faust spürte ich noch die Kühle des Messers.

»Na und?« fragte ich.

Rudy atmete so heftig, daß Schaumbläschen vor seinem Mund erschienen. »Du… du …«

»Nicht ich«, sagte ich. »Sondern du, mein Freund. Du wirst jetzt diesen Laden hier ohne dein Messer, aber mit deinem Kumpan verlassen. Ihr beide vergeßt bitte nicht, eure Papiere hierzulassen. Ihr könnt sie euch dann später auf dem nächsten Revier abholen und möglicherweise gleich in eine Zelle einziehen. Ich schätze, daß Paolo Strafanzeige stellen wird. Alles klar?«

Rudy ließ das Messer fallen. Am Tisch erhob sich der Elegante.

Jetzt hatte sein Gesicht einiges von der Sonnenbräune verloren. Er sagte nichts, drehte sich um und ließ, bevor er die Tür aufzog, noch seine Papiere zurück. Rudy folgte dem Beispiel und humpelte seinem Kumpan hinterher.

»Die werden wiederkommen«, stöhnte der Wirt. »Die kommen bestimmt zurück.«

»Wenn Sie feige sind, ja!«

»Was soll ich denn machen?«

»Strafanzeige stellen.« Ich steckte die Beretta weg und widmete mich wieder meinem Salat.

»Der Signore hat recht«, sagte Rosa. »Du… du sollst Strafanzeige stellen. Nein, wir werden es gemeinsam tun.«

»Und ich brauche jetzt einen Schnaps!« stöhnte Kitty. »Teufel, das

war ein Hammer.« Sie räusperte sich. »Du… du bist ja doch ein Bulle.«

»Kann sein.«

Sie lächelte mich an. »Aber einer, den ich leiden kann.«

»Danke.«

»Das passiert nicht oft.«

Paolo brachte einen doppelten Grappa auf Kosten des Hauses.

»Sie auch, Signore?«

Ich winkte ab. »Um Himmels willen, darauf kann ich verzichten.«

»Sind Sie im Dienst?« fragte Kitty. Sie rückte etwas zur Seite, damit ich nicht mehr so viel von ihren Beinen sah.

Ich mußte lächeln. »Erstens haben wir uns geduzt, zweitens kannst du ruhig so sitzenbleiben.« Ich schaute auf ihre Knie. »Wer so etwas hat, braucht es nicht zu verstecken. Und drittens bin ich praktisch immer im Dienst, auch wenn ich privat bin. Tauchen Typen auf wie Rudy und der Elegante, muß es bei einem Polizisten anfangen zu kochen.«

Kitty und der Wirt nickten. Auch Rosa meldete sich. »So mutig sind nicht alle Männer.«

»Das hat mit Mut nichts zu tun. Außerdem ist eine Kugel immer schneller.«

»Hätten Sie denn geschossen?«

»In Notwehr sicherlich, Signora.«

»Da du nicht in Uniform umherläufst«, nahm Kitty den Faden wieder auf, »würde ich meinen, daß du einen besonderen Job hast.«

»Scotland Yard.«

Kitty bekam große Augen. Ich sah auch eine Gänsehaut auf ihrem Gesicht. »Was gefällt dir daran nicht?«

»Deine Kollegen haben mich mal hochgenommen. Das ging aber zur Sache, kann ich dir sagen.«

»Ohne Grund?«

Sie lächelte. »Für mich ja.«

»Wie dem auch sei. Es gibt andere Probleme, die nicht in der Vergangenheit liegen.«

»Die Erpresser!« sagte der Wirt.

Ich schüttelte den Kopf und nickte gleichzeitig. »Ja, die auch, aber ich habe mich nicht ohne Grund mit Kitty hier bei Ihnen verabredet. Wir wollen über eine bestimmte Sache reden.«

Der Wirt begriff nicht direkt. Rosa, seine Frau, war dafür um so schlauer. »Komm in die Küche, Paolo, wir haben noch einiges zu bereden, wir beide.«

Er verschwand, ließ die Flasche jedoch zurück, und Kitty gönnte sich noch ein Glas. Sie rutschte dabei hin und her. Die dünne, schwarze Strumpfhose schabte an den Beinen übereinander. Sogar eine dunkle Naht zeichnete sich an der Rückseite ab.

Die Aufmachung gefiel ihr wohl selbst nicht, da sie verlegen lächelte.

Ich kam auf ein anderes Thema zu sprechen. »Ich habe ihn übrigens gesehen und gehört, unseren Freund.«

»Tiger?«

»Ja, Tiger Diabolo.«

Sie nickte. »Jeder in der Gegend hörte ihn. Seine Musik war schrecklich.« Auf ihrer Stirn sah ich Schweißperlen. »Ich habe richtige Angst bekommen.«

»Es ist ja nichts passiert!«

»Ob… obwohl du da warst?«

»Genau.«

»Wie hat Tiger Diabolo denn reagiert?«

»Gar nicht. Ich konnte ihn von seinem Platz vertreiben. Das war alles.«

Kitty schaute mich an, als hätte ich ihr etwas Unwahres erzählt.

»Das kann ich einfach nicht fassen. Alle fürchten sich vor ihm.« Sie beugte sich vor und schlug mit der Faust auf den Tisch. »Tiger Diabolo ist eine Macht hier im Viertel.«

»Wer steht auf seiner Seite?«

»Das weißt du nicht?«

»Doch, ich sah einige Skinheads.«

Kitty nickte heftig. »So ist es. Sie folgen ihm willig. Aber sie arbeiten nicht nur für ihn, glaube ich.«

»Für wen noch?«

»Nein!« erwiderte sie heftig. »Nein, ich habe schon zuviel geredet. Das kann ich nicht sagen und auch nicht beweisen.«

»Dann iß etwas!«

Sie war überrascht. »Das sagst du mir jetzt, wo diese Dinge geschehen sind?« Sie schlug wieder auf den Tisch. »Glaubst du denn, daß ich jetzt Appetit verspüre. Ich möchte hier so rasch wie möglich raus, John. Und ich werde mich auch verstecken.«

Ich schaufelte noch die letzen Fischstücke auf die Gabel und schaute Kitty fragend an. »Wo willst du dich denn verstecken?«

»In Soho. Vielleicht ziehe ich zu einer Freundin.«

»Und dort werden dich die anderen nicht finden?«

»Die Freundin geht nicht auf den Strich. Oder nicht mehr«, erklärte sie voller Stolz.

»Das ist keine Garantie. Du glaubst also, daß du dich in Gefahr befindest?«

»So ist es!«

»Wer will dir etwas antun?«

»Sloane und Rudy.«

»Rudy kenne ich. Dann muß Sloane der Elegante sein.«

»Ja, sie nennen ihn auch Mr. Sunshine. Wegen seiner Sonnenbräune,

die immer gleich ist.«

»Hat er hier das große Sagen?«

»Nicht das ganz große. Aber Sloane kassiert überall ab.« Sie nickte.

»Bei uns, in den illegalen Spielhallen, und auch bei den Wirten.«

»Arbeitet er für die Mafia?«

»Darüber spricht niemand laut.«

Ich konnte mir vorstellen, daß Londons Mafiaboß Nummer Eins, mein Spezi Logan Costello, dahintersteckte. Im Endeffekt war er immer der große Gewinner. Mit ihm war ich lange nicht mehr aneinander geraten. Ewig würde der »Friede« jedoch nicht währen.

»Weshalb sollte er sich an dir rächen wollen?«

»Ich war doch dabei, als du ihn aus dem Lokal geschickt hast. Das war für ihn eine Niederlage, dazu noch vor Zeugen. Ich will dir sagen, John, dieser Mann nimmt so etwas nicht hin.«

»Er wird dich nicht töten, Kitty.«

»Bestimmt nicht. Säure reicht auch schon, oder Zucker. Du kennst ja die Tricks.«

Die kannte ich sehr wohl. Mit Säure verbrannte man das Gesicht.

Über die Zuckermethode möchte ich lieber nichts schreiben. Da blieben für alle Zeiten Narben zurück.

»Hast du mich vergessen?«

Kitty lächelte und rieb meinen Handrücken. »John, du bist ein lieber Bulle. Aber kannst du überall sein? Du wirst es nicht schaffen, mich rund um die Uhr zu beschützen.«

»Das ist nicht nötig. Ich habe ihn auf meine Liste gesetzt.« Ich griff zu den Ausweispapieren, die Paolo auf den Tisch gelegt hatte. Jetzt kam ich dazu, die Namen zu lesen. »Wir werden den beiden so einiges anhängen, vorausgesetzt, der Wirt spielt mit. Seine Frau Rosa habe ich auf meiner Seite.«

»Das wird Paolo nicht überleben, fürchte ich.« Kitty starrte in ihr leeres Grappaglas. »Da ist übrigens noch etwas, das ich dir sagen möchte, John. Ich habe es bisher verschwiegen. Ich wollte dich nicht erschrecken.«

»Raus damit, ich bin hart im Nehmen.«

»Für Sloane arbeiten noch andere.«

»Wer denn?«

»Diese… diese … Skinheads!«

Ich räusperte mich. Das war in der Tat eine böse Überraschung.

Die Verbindungen hier schienen tiefer zu sitzen, als ich angenommen hatte. Es war still zwischen uns beiden geworden. Jeder wußte über die Bedeutung der Aussage Bescheid.

»Muß ich noch mehr sagen?« fragte Kitty.

»Im Prinzip nicht. Vielleicht gewisse Einzelheiten.«

»Die Skinheads sind die Schlägertrupps. Sie werden losgeschickt,

wenn jemand nicht zahlt um demjenigen das Lokal zu zertrümmern. So läuft es ab.«

»Ja, wie so oft.«

»Und ich rechne auch damit, daß sich die Skinheads hier sehen lassen werden, John. Man hätte Sloane und Rudy einsperren sollen. So aber werden sie…«

Weil sie aufgestanden war, brach Kitty den Satz ab. »Wo willst du hin?«

»Telefonieren. Sollte diese Horde tatsächlich hier hereinstürmen, werden wir sie erwarten.«

»Das mach auch mal.«

Kitty hatte den Satz kaum ausgesprochen, als wir das Geschrei vor der Tür hörten.

»Zu spät!« rief sie und blieb zitternd hocken.

Sie hatte recht.

Mit Brachialgewalt rammten die Skinheads die Tür auf, stürmten johlend in das Lokal und schwärmten aus.

Es waren die sechs, die ich schon nahe des Grundstücks gesehen hatte. Höhnisch grinsten sie mich an. Ihre haarlosen Schädel wirkten wie Totenköpfe. Als Waffen trugen sie Knüppel aus hartem Holz.

Mit denen konnten sie einiges zertrümmern.

Dann kamen Sie.

Wieder schnappte die Tür auf. Sunshine ging als erster. In seinem Schlagschatten folgte Rudy. Als ich dessen Augen sah, ahnte ich, daß der Mann bereit war, auch einen Mord zu begehen…

***

Innerhalb weniger Sekunden hatte sich die Lage grundlegend verändert. Ein Funke, vielleicht nur ein falsches Wort, genügte, um alles zur Explosion zu bringen.

Die Skinheads hatten eine Lücke geschaffen, durch die Sloane und Rudy schritten. Sie kamen nicht bis zu Kitty und mir. Auf halbem Wege blieben sie stehen.

»Wir haben noch etwas vergessen«, sagte Sloane.

»Und was?«

»Unsere Papiere.«

»Die werde ich einem Revier übergeben, das habe ich euch doch gesagt. Oder sprach ich zu leise?«

»Nein, das nicht. Nur wollen wir nicht, daß du so etwas machst, Bulle. Du hast eine Chance, mit heiler Haut aus dieser Lage herauszukommen. Gib uns die Papiere zurück und auch das Messer.«

»Damit ihr Unsinn damit macht? Nein, kommt nicht in Frage.«

Sloane drehte den Kopf nach links. Die Bewegung galt den drei Skinheads, die sofort Bescheid wußten.

Plötzlich zischten ihre langen Holzknüppel von oben nach unten.

Mit brutalen Schlägen droschen sie einige Male auf die Theke und räumten dort Gläser und Geschirr ab.

Paolo, der Wirt, stand entsetzt und fassungslos daneben, ohne etwas tun zu können. Nach fünf Sekunden war der Spuk vorbei.

»Was sagst du jetzt?« fragte mich Sloane.

»Paolo soll den Schaden schriftlich niederlegen, der bei dieser Attacke entstanden ist.«

Sunshine zischte böse und schüttelte sich wie ein nasser Hund.

»Immer noch die große Schnauze?«

»Laß mich mal!«

Rudy wollte vorgehen. Er drängelte sich, es war nur als Ablenkung gedacht, weil plötzlich die drei Skinheads vorstürmten, um mich niederzuknüppeln.

Viel Zeit blieb dem Mädchen und mir nicht. Kitty kannte sich aus, sie verkroch sich unter dem Tisch, so daß ich freie Bahn hatte. Was ich in den Gesichtern der Glatzköpfe las, war schlimm. Sie sahen durch den Haarschnitt nicht nur irgendwie gleich aus, die Augen hatten sich ebenfalls verändert. In ihnen brannte ein böses Feuer, wie es nur von einer höllischen Kreatur entfacht werden konnte.

Die jungen Leute standen unter einem Bann.

Natürlich hätte ich schießen können. Mir wäre dazu auch noch die Zeit geblieben, aber ich wollte keine Toten und Verletzten. So stemmte ich mich ihnen mit bloßen Fäusten entgegen, wobei ich als Waffe nur mehr die Salatschüssel benutzte und den Rest dem ersten Skindhead ins Gesicht schleuderte.

Das machte ihn blind. Er traf nicht mich, dafür die Lehne eines Stuhls. Den zweiten Stuhl hatte ich gepackt und gedankenschnell in die Höhe gerissen.

Der Kerl vor mir hielt den Stock mit beiden Händen fest und drosch ihn nach unten.

Der Treffer zertrümmerte den Stuhl. Splitter wirbelten mir um die Ohren, und als er wieder ausholte, rammte ich ihm den Kopf gegen die Brust. Er wurde zurückgeworfen.

Ich wirbelte herum, riß die Arme hoch und wehrte einen Hieb ab, wobei ich das Gefühl hatte, meine Arme wären gebrochen. Ich warf mich mit einem gewaltigen Sprung nach hinten, über zwei Tische hinweg, wovon ich einen umriß und dann gegen die Wand prallte.

Dort blieb ich hocken, während vor mir zwei Skinheads Hindernisse aus dem Weg räumten.

Frei standen sie vor mir – und erstarrten!

Trotz der schmerzenden Arme war es mir gelungen, die Beretta zu ziehen. Ungläubig glotzten sie in die Mündung. »Okay«, sagte ich keuchend. »Noch war es Spaß. Jetzt wird es Ernst!« Mit einer

geschmeidigen Bewegung kam ich wieder auf die Füße.

Ich zielte abwechselnd auf den einen und den anderen. »Weg da!« sagte ich hart. »Zurück, verschwindet!«

»Sinclair…?« Nahezu singend sprach Sloane meinen Namen aus.

»Ich würde an deiner Stelle mal richtig herschauen. Da hat sich etwas verändert!«

Er hatte nicht gelogen. Es hatte sich tatsächlich etwas verändert.

Während ich mich mit den Typen herumgeschlagen hatte, war es Rudy gelungen, sich Kitty zu schnappen, und die hatte keine Chance gegen diesen gewalttätigen Mann.

Rudy war größer als Kitty und schaute über sie hinweg. Auf seinen Lippen lag das schmierige Lachen wie eingefroren. In diesen Augenblicken widerte er mich an.

Kitty hing als angststarres Bündel in seinem Griff. Er hatte nicht einmal eine Waffe gezogen. Der linke Arm lag um ihren Hals wie der Körper einer Schlange. Und fast die gleiche Kraft wie in dem Tierkörper mußte auch in Rudys Muskeln stecken.

Wenn er richtig zudrückte, war es um Kitty geschehen.

»Soll die sterben?« fragte Sloane.

»Nein!«

»Dann laß die Kanone fallen, Bulle!«

Die Beretta rutschte mir aus der Hand. Als sie zu Boden polterte, hörte es sich an wie der Gongschlag zur Niederlage. Die Skinheads waren natürlich begeistert. Einer hob die Waffe auf und steckte sie in seinen Gürtel.

Sie trugen allesamt die Lederkleidung der Motorradfahrer. In den Augen stand noch immer ein Brennen. Alle hielten ihre verdammten Holzknüppel fest. Einige von ihnen wippten im Takt damit, als warteten sie darauf, endlich zuschlagen zu können.

Sloane schlenderte näher. Er zog dem Skinhead meine Waffe aus dem Gürtel und betrachtete sie genau. »Ich wollte schon immer mal die Kanone eines Bullen haben. Jetzt ist es soweit.« Er lächelte schmal und schaute dabei auf die Waffe. »Aber mir fehlt noch etwas. Mein Freund Rudy möchte unbedingt sein Messer zurückhaben. Er ist manchmal sentimental. Die Klinge ist ein Andenken an seine Söldnerzeit. Sie hat schon eine blutige Geschichte hinter sich.«

»Er kann sich das Messer holen.«

»Das wird er noch wollen. Zudem brauchst du es nicht. Rudy war Spezialist für den Nahkampf. Was meinst du, Bulle, was er für Griffe kennt. Der eine hier um Kittys Hals, der gehört fast noch zu den harmlosen. Möchtest du, daß er zudrückt?«

Auf meiner Stirn lag Schweiß. Diese beiden Kerle kannten kein Pardon. Wie ich mich aus dieser Lage heil herauswinden sollte, war mir auch nicht klar.

»Nun?«
»Er kann das Messer haben!«
Sloane lächelte. »Wie vernünftig du bist!« Er schaute zu, wie ich die Klinge hervorholte und sie so warf, daß sie mit der Spitze im Holzboden steckenblieb.
»Sehr gut!« lobte mich Sloane. »Wirklich, sehr gut.« Auf sein Zeichen hin bückte sich ein Skinhead, zog das Messer heraus und drückte den Griff in Rudys freie Hand.
Rudy steckte das Instrument keinesfalls ein. Er legte die breite, flache Klinge gegen Kittys Wange.
Als sie die Berührung spürte, schrak sie zusammen und bekam eine Gänsehaut.
Sunshine amüsierte sich. »Du bist doch sonst nicht so ängstlich, Kitty. Schade, daß du uns verraten hast. Wirklich schade.«
»Ich habe nichts gesagt!« keuchte sie.
»Wer sich mit einem Bullen trifft, hat auch seine Gründe. Das weiß ich besser als du!«
Die Skindheads begannen zu johlen und verstummten auf Sloanes Wink hin sofort. Er hatte sie gut im Griff. »Ich bin dabei, mir eine Macht aufzubauen, eine besondere Macht. Ich will und ich werde sehr bald in Soho herrschen. Das hier sind nur die Anfänge. Jeder, der sich mir in den Weg stellt, muß bestraft werden. Der eine so, der andere anders. Ich kann auch auf Kitty keine Rücksicht nehmen, es wäre den Nachfolgenden gegenüber unfair.«
»Lassen Sie Ihren Zynismus.«
»Das sind Tatsachen, Mister!« Er schaute Kitty an. »Ja, was machen wir denn mir dir? Säure hat unser Freund Rudy nicht mit, aber er hat sein Messer zurückbekommen. Sinclair war so freundlich, es ihm zu überlassen. Pech für dich.«
»Sie sollte für einige Zeit daran denken, was sie getan hat«, sagte Rudy.
»Ja, nicht schlecht.« Sloane lächelte widerlich. »Was meinst du genau damit?«
Auch die Skinheads grinsten. Sie freuten sich auf das Kommende.
Für sie stand die Gewalt im Vordergrund. Sie gingen täglich mit ihr um, so war sie leider schon zur Normalität geworden.
»Ich werde ihr ein Zeichen geben!«
»Dein Autogramm?«
Rudy nickte. »Mit dem Messer. Du weißt, sie wäre nicht die erste, die so herumläuft.«
Die Angst des Mädchens wuchs.
Durch ihren Job hatte sich Kitty sowieso schon in ein gefährliches Fahrwasser begeben. Halb- und Unterwelt lagen dicht beieinander.
Wehe aber, es kam zu einer Konfrontation. Da blieb der Schwächere

auf der Strecke.

Die beiden Gangster heizten die Lage noch mehr an. Sie spielten sich die Sätze gegenseitig zu, und die Skinheads hatten ebenfalls ihre Freude, während die Wirtsleute entsetzt hinter der Theke standen und nicht reagierten.

»Ja, dann machen wir es so. Erst nehme ich mir die Kleine vor, dann können sich unsere Freunde hier ein wenig umschauen.«

Die Skinheads fingen an zu johlen. Sie freuten sich auf ihre »tolle«

Aufgabe.

In mir war der Zorn zu einer regelrechten Flamme geworden. Der Vergleich vom innerlichen Kochen traf haargenau zu. Die andere Seite führte mir meine Hilflosigkeit deutlich vor Augen.

Trotzdem gab ich nicht auf und suchte nach einer Chance, die ich leider nicht fand.

Dafür genoß Rudy seine Position. »Da wäre dann noch der Bulle«, sagte er kichernd, »er hat doch eine so große Klappe gehabt. Einem Bullen habe ich mein Monogramm noch nicht eingeritzt.«

»Das wirst du auch lassen, Rudy!« erklärte Sunshine Sloane. »Wir nehmen ihn mit. Für ihn habe ich mir schon etwas ausgedacht. Wir werden ihn mitnehmen. Ich bin gespannt, ob er flexibel ist und sich auch zwischen den Skinheads wohl fühlt.« Der Sprecher wandte sich an die Bande. »Wenn wir unsere Aufgabe hier erledigt haben, räumt ihr innerhalb von fünfzehn Sekunden auf. Schafft ihr das?«

»Kein Problem!« erwiderte der mit der hohen Stimme. Er schien wohl ihr Anführer zu sein. Im Gegensatz zu seiner Stimme stand der Körper. Bullig und kompakt. Der Skinhead mußte vormals schwarze Haare gehabt haben. Jedenfalls sahen seine Augenbrauen aus wie zwei Balken. Die Lippen wirkten aufgeworfen. Sie erinnerten mich an die Hälften gedrehter Gummischläuche.

»Dann fang an, Rudy!«

»Nein!« keuchte Kitty, »bitte…«

»Sei ruhig, Herzchen!« Rudy nahm das Messer von ihrem Hals weg, um die Klinge vor das Gesicht zu führen.

»Machen Sie sich nicht unglücklich!« fuhr ich ihn an. »Noch sind Sie nicht mit einem Mord belastet!« Ich ging einfach auf ihn zu, aber Sloane reagierte gedankenschnell.

Er zog meine Beretta hervor und richtete sie auf mich. »Keinen Schritt weiter, Bulle!«

Ich stoppte. Der Mann hatte in einem Tonfall gesprochen, der keinen Zweifel an seinen Absichten ließ. Er würde auch schießen.

Rudy lachte noch einmal, bis ihm plötzlich das Lachen auf den Lippen gefror.

Nur ich stand so günstig und hatte sehen können, daß jemand lautlos die Tür aufgestoßen hatte.

Ein Mann erschien.
Ich kannte ihn. Es war der mit der Baskenmütze und der langen, dunklen Jacke.
Er sah fast aus wie bei unserer ersten Begegnung. Doch er trug eine Maschinenpistole bei sich, und seine Worte tropften in Rudys Lachen hinein.
»Es reicht! Wenn ihr nicht verschwindet, verwandle ich dieses Lokal in ein Schlachtfeld…«

***

Die Stille hätte man greifen können. Sie war plötzlich da, und ein jeder hatte den Befehl gehört.
»Weg von dem Mädchen!«
Rudy drehte den Kopf. Er sah die MPi und wußte, was das zu bedeuten hatte. Diese Waffe konnte selbst jemand bedienen, der sie zuvor noch nie in der Hand gehalten hatte. Er brauchte nur auf Dauerfeuer zu stellen und sich zu drehen.
War das die Rettung in letzter Sekunde gewesen?
Kitty taumelte auf mich zu. Sie sah aus, als würde sie fallen. Ich griff zu und schob sie an mir vorbei.
Schon wieder war ich zum Statisten degradiert worden. Diesmal jedoch stand der Regisseur auf meiner Seite. Er hatte sich links neben der Eingangstür aufgebaut und hielt die Waffe ziemlich lässig, ein Zeichen, daß er doch damit auch umgehen konnte.
Seine Augen waren kalt und wie zwei graue Steine. Das Gesicht wirkte geschnitzt, die Lippen bildeten einen Strich. Auf seiner Stirn sah ich eine Narbe.
»Du schon wieder?« sagte Sloane, der die Überraschung erst jetzt verdaut hatte.
Der Mann mit der Baskenmütze kümmerte sich nicht um seine Bemerkung. Er wandte sich an Kitty und mich. »Auf den Boden mit euch!« fuhr er uns an. »Los, macht schon! Legt euch hin!«
Kitty wollte nicht so recht. Deshalb packte ich sie und zog sie nach unten.
Kaum lagen wir flach, als die Hölle losbrach. Der Fremde hatte sie mit etwas anderen Worten versprochen, und dieses Versprechen setzte er in die Tat um.
Er schoß.
Das harte Peitschen der Schüsse hörte sich an wie ein mörderisches Stakkato. Ich lag halb über Kitty, preßte sie auf den Boden und dachte mit Schrecken daran, was dieser Mann mit der Baskenmütze da tat.
Es war ungeheuerlich.
Ich hörte die Schreie, das Trampeln von Füßen, die harten Einschläge der Geschosse in Wände und Decke. Ich konnte sehen, wie die Garben

wanderten, den Putz sowie die Tapeten aufrissen.

Dazwischen schrie der Schütze wie ein Wilder.

Und dann war es still.

Die Hölle hielt den Atem an.

Keine Schüsse mehr, kein Fall, keine Schreie, nur das leise Wimmern neben mir, das Kitty ausstieß.

»Bleib liegen, Mädchen«, sagte ich und stemmte mich selbst in die Höhe.

Ich erwartete Schlimmes, Furchtbares, doch meine Vorstellungen wurden glücklicherweise enttäuscht.

Kein Toter lag auf dem Boden. Nicht einmal ein Verletzter. Nur ich stand in einem Haufen vom Trümmern und dem Mörtelstaub, der aus den Schußlöchern an den Wänden quoll.

Wie verloren lag meine Beretta auf dem Boden. Ich bückte mich und steckte sie ein.

Von der Straße her hörte ich den donnernden Sound, als die Feuerstühle gestartet wurden.

Die Skinheads verschwanden. Sie hatten bekommen, was ihnen zustand.

Rechts entstand eine Bewegung. Zuerst kroch ein Schatten an der Wand hoch, dann sah ich die Gestalt des Wirtes, wie sie hinter dem Tresen hervorkam.

Auch Rosa tauchte wieder aus ihrer Deckung auf. Beide waren bleich und zitterten.

Ich stand inmitten der Scherben und zerbrochener Stühle. Die Lampen brannten noch. Keine Kugel hatte sie getroffen. Aber die Wände waren mit einem makabren Muster verziert, wie man es sonst nur im Krieg zu sehen bekommt.

Wo steckte der Mann mit der Baskenmütze? Okay, er war verschwunden, aber würde er zurückkehren?

Ich wollte schon auf die Tür zugehen und nachschauen, aber der Mann stieß sie bereits auf.

Wieder kam er, doch diesmal hielt er die Maschinenpistole so, daß die Mündung nach unten wies.

Er blieb stehen, und wir starrten uns schweigend an. Ich erkannte, daß seine Pupillen leicht grünlich schimmerten. Die Gesichtszüge waren nicht mehr so hart, sie zeigten sich entspannter.

»Ich glaube, daß Sie mir jetzt eine Erklärung schulden, Mister«, sagte ich leise.

»Vielleicht.«

»Sie haben Kittys und mein Leben wahrscheinlich gerettet. Dafür möchte ich Ihnen danken.«

»Vergessen Sie es. Das war nicht persönlich gemeint.«

»Trotzdem.«

Er ging an mir vorbei und nickte den Wirtsleuten zu. »Haben Sie ein Glas Wasser?« fragte er.

Zuerst rührten die beiden sich nicht. Dann reagierte Rosa und verschwand in der Küche. Sie kam mit einem gefüllten Glas wieder zurück. Ihre Finger zitterten so sehr, daß sie einen Teil der Flüssigkeit verschüttete.

Der Mann trank das Glas im stehen leer. Danach setzte er sich auf einen noch heilen Stuhl.

Auch ich holte mir ein Sitzmöbel heran und nahm ihm gegenüber Platz. Kitty blieb in der Ecke stehen, die Hände gegen die Wangen gepreßt. Rosa ging zu ihr und kümmerte sich um sie.

Ich zündete mir eine Zigarette an. Auch meine Finger vibrierten leicht. Klar, auch mich hatte die Aktion nicht kalt gelassen. »Nicht, daß Sie mir eine Erklärung schulden, Mister, ich möchte trotzdem gern wissen, wem ich mein Leben zu verdanken habe.«

Er hatte die Machinenpistole neben sich gestellt und gegen den Stuhl gelehnt. Durch den Rauchschleier starrte er mich an. »Ich heiße Aristide.«

»Wie?«

Er wiederholte den Namen. »Nennen Sie mich einfach so. Vielleicht können Sie mich auch vergessen.«

»Bestimmt nicht.«

Er nickte. »Und wer sind Sie? Ich habe draußen gewartet und etwas mitbekommen, wenn jemand zu laut sprach. Dabei ist einige Male der Begriff Bulle gefallen. Sind Sie Polizist?«

»In der Tat.«

»Aber kein einfacher?«

»Wie man es nimmt. Ich bin Oberinspektor bei Scotland Yard.«

Er schielte mich an. »Eigentlich könnten Sie John Sinclair sein.«

»Sie kennen mich?«

»Erst jetzt persönlich, aber ich habe einiges von Ihnen gehört und manchmal auch gelesen.«

»Wir sind uns nie begegnet.«

Er nickte. »Einmal jedoch hat es so kommen müssen. Das stand fest.«

»Wieso?«

»Schicksal, Fügung.« Er hob die Schultern.

Ich drückte Asche ab. »Das nehme ich Ihnen nicht ab, Aristide. Es muß etwas anderes sein.«

»Möglich.«

»Was tun Sie hier in London? Wohnen Sie hier? Wenn ja, wie lange schon?«

»Ist das ein Verhör?«

»Nein.«

»Es kommt mir so vor. Ich bin empfindlich. Sie haben mich schon

einmal gestört, wissen Sie?« Er zielte mit dem ausgestreckten rechten Zeigefinger auf mich.

»Ja, wir trafen uns.«

»Ich hätte ihn gehabt!« zischte er mir ins Gesicht. Seine Augen funkelten dabei.

»Tiger Diabolo? Geht es Ihnen um ihn, um den Hard-Rock-Zombie?«

»So ist es.«

»Und weshalb? Was wollen Sie von ihm? Was haben Sie mit ihm zu tun?«

»Ich jage ihn. Ich will ihn vernichten. Ich muß ihn vernichten, bevor er noch mehr Unheil anrichtet. Er ist gefährlich, denn er hat es geschafft, die Skinheads auf seine Seite zu ziehen. Verstehen Sie? Er hat Helfer bekommen.«

»Was hat die Bande vor?«

»Terror!« flüsterte er. »Sie will den Terror. Sie will gnadenlos sein. Sie will die Kontrolle über Soho bekommen, auf welche Weise auch immer. Und wenn sie es schafft, gibt es hier Tote und…« Er sprach nicht mehr weiter. Statt dessen ballte er seine Hand zu einer scharfknochigen Faust. »Ich muß ihn einfach fassen!«

Mit diesem Aristide stimmte etwas nicht, das hatte ich mittlerweile herausgefunden. »Sie zeigen sich sehr engagiert, als hätten sie persönliche Motive.«

»Das stimmt.«

»Welche sind es?«

Er schüttelte den Kopf. »Ich werde sie Ihnen nicht sagen. Mr. Sinclair. Verlassen Sie sich darauf, daß ich persönliche Gründe habe, die man akzeptieren muß.«

So einfach wollte ich mich nicht aus dem Spiel drücken lassen.

»Was hat Ihnen dieser Tiger Diabolo angetan?«

»Sie können fragen, was Sie wollen, Sinclair. Sie bekommen von mir keine Antwort. Ich möchte Sie trotz allem warnen. Tiger Diabolo ist allein meine Sache.«

Ich drückte die Zigarette aus und schüttelte den Kopf. »Mr. Aristide oder wie immer Sie heißen mögen, es geht einfach nicht an, daß Sie als Rächer durch Soho laufen und darauf warten, daß Ihnen ein bestimmter Mensch vor die Mündung Ihrer Maschinenpistole läuft, damit Sie den erschießen können.«

»Er ist kein Mensch!«

»Akzeptiert. Dennoch sind Sie zu einem Jäger geworden. Ich denke da an die Skinheads!«

»Habe ich ihnen ein Haar gekrümmt?« fragte er scharf. »Habe ich das getan?«

»Nein!«

»Was sprechen Sie dann von Rache? Ich rede von einer Aufgabe, die

erledigt werden muß!«

»Noch haben Sie den Skinheads nichts getan. Wie wäre es gewesen, wenn sie zurückgeschossen hätten?«

»Das wäre Pech für sie gewesen, um eine genaue Antwort zu geben.«

»Und es hätte Tote gegeben.«

Er lehnte sich zurück und verzog die Mundwinkel. »Hätte Sie das denn gestört, Sinclair?«

»Verdammt stark sogar!«

»Weshalb? Diese Menschen sind Parasiten, sie…«

»Moment!« Diesmal unterbrach ich ihn. »Sie mögen Parasiten sein und auch auf der Seite des Hard-Rock-Zombies stehen, aber Sie haben ein wichtiges Wort gesagt. Es sind Menschen, verstehen Sie? Das Menschsein ist nach wie vor das höchste Gut auf Erden!«

»Sie hätten Prediger werden sollen.«

»Das hat damit nichts zu tun. Vielleicht habe ich eine andere Moral als Sie oder mir diese Moral glücklicherweise noch bewahren können. Ich hasse Typen, die rotsehen und schießen oder mordend durch dunkle Straßen laufen. Diese Zeiten sind vorbei. Den Wilden Westen hat es hier nicht gegeben.«

»Doch, in einer anderen Form!«

»Mag sein, aber früher.«

Aristide schaute mich an. Er hatte die Augenlider halb geschlossen. Was hinter seiner Stirn vorging, konnte ich beim besten Willen nicht erraten. Der Gesichtsausdruck gab nichts preis.

»Haben Sie es sich überlegt?«

Er stand auf und nahm die MPi an sich. Es war eine tschechische Waffe der Marke Skorpion. Nicht sehr groß, dafür ungemein handlich und sehr treffsicher.

»Sie wollen weg?«

»Ja, ich werde gehen.«

»Sie fürchten nicht, daß man Ihnen auflauern könnte?«

»Ich kann mich wehren und auch Skinheads in die Schranken weisen, Mr. Sinclair.«

»Mag sein. Aber Sie haben sich auch Sloane und Rudy, diese beiden Großstadt-Hyänen, zu Feinden gemacht. Und die sind gefährlicher als die Skinheads. Heute sind sie allein erschienen. Beim nächsten Mal bringen sie Verstärkung mit.«

Aristide hob die Schultern. Er lächelte mir kalt zu und nickte den Wirtsleuten zum Abschied zu. Dann schritt er fast gemächlich auf die Tür zu.

Keiner hielt ihn auf. Wir starrten ihm nach und sahen, wie er sich noch einmal umdrehte.

»Vielen Dank für das Wasser. Wenn ich Geld hätte, ich hätte Ihnen auch die Renovierung bezahlt. Mal sehen, was sich noch ergibt.«

Dann ging er.

Die Tür schwappte hinter ihm zu. Es kam mir vor, als hätte es ihn gar nicht gegeben, als hätten wir eine flüchtige, trotzdem intensive Begegnung mit einem Geist gehabt.

Paolo dachte ähnlich. »Habe ich geträumt?« fragte er. »Ist das alles gar nicht wahr?«

Ich stand auf. »Nein, Paolo, Sie haben nicht geträumt. Wir alle haben nicht geträumt. Leider.« Ich näherte mich Kitty, die unbeweglich in einer Ecke stand und erst jetzt die Arme sinken ließ. Ich faßte nach ihrer Hand und führte sie an den Tisch, an dem ich auch mit Aristide gesessen hatte.

»Geht es wieder?« fragte ich, als sie saß.

Kitty nickte.

»Bringen Sie etwas zu trinken, Paolo. Aber bitte nicht nur Grappa, auch Wasser.«

Rosa und er schleppten Mineralwasser herbei, natürlich auch den Grappa. Dann ging der Wirt hin und schloß die Tür ab. Er löschte auch die Außenbeleuchtung.

Rosa hatte inzwischen einen Tisch an den unseren herangeschoben. »Ich hätte nie gedacht, daß wir da noch mit heiler Haut herauskommen würden.«

»Ich auch nicht«, bestätigte ihr Mann, als er sich hinsetzte.

»Das haben wir Aristide zu verdanken!« flüsterte Kitty. Ihre Augen bekamen einen feuchten Schimmer.

»Wer ist dieser Mann?« fragte ich. »Kennt ihn einer von euch? Er muß aus der Szene sein.«

»Ich habe ihn schon öfter gesehen«, sagte Kitty, tief Luft holend.

Sie schenkte Mineralwasser in frische Gläser ein. Einige waren noch heil geblieben.

»Und weiter?«

»Nichts weiter, John, überhaupt nichts. Dieser Mann ist mir einige Male auf der Straße begegnet. Er war in den letzten Tagen des öfteren in Soho zu sehen. Wie ein Panther ging er durch die Straßen und Gassen. Er tauchte urplötzlich auf und verschwand wieder. Wie ein einsamer Rächer, da hat er schon recht gehabt.«

»Hast du mit ihm gesprochen?«

»Nein, nie, ich schwöre es. Ich habe ihn auch nie angemacht. Er… er war mir unheimlich.«

»Das kann ich verstehen«, sagte Rosa.

»Haben Sie ihn auch schon gesehen?« wollte ich von ihr wissen.

»Heute zum erstenmal.«

»Aber ich kenne ihn!« sagte Paolo und strich über sein blondes Haar. »Wenn ich nach Mitternacht mein Lokal schloß, habe ich ihn schon öfter durch die Straße schleichen sehen.«

»Und nie mit ihm gesprochen?«
»Nein, Mr. Sinclair, nie!« Paolo starrte gegen die Tischplatte.
»Auch mir war er unheimlich. Dabei hätte ich nie gedacht, daß er mit einer Maschinenpistole bewaffnet ist.«
»Der muß einen Grund gehabt haben!« flüsterte Rosa.
»Die verdammten Skinheads«, sagte ihr Mann.
»Glauben Sie das auch, Mr. Sinclair?«
»Nein, Rosa, nicht. Die Skinheads sind nur Beiwerk. Sie haben nach einem Anführer gesucht und ihn wohl auch gefunden. Eben diesen Tiger Diabolo.«
»Wer ist das?«
»Eine gute Frage, Paolo. Eine genaue Antwort kann ich Ihnen auch nicht geben.«
»Aber Zombie, das ist doch…«
»Ja, ich weiß, was Sie meinen. Eine lebende Leiche.«
»Richtig!« flüsterte Paolo. Er schaute mich fast bittend an. »So etwas gibt es doch nur in Filmen oder Romanen?«
»Leider nicht.«
»Weißt du denn mehr darüber?« fragte Kitty.
Ich wollte auf Einzelheiten nicht eingehen. Die Leute hatten schon zu viel erlebt. »Lassen wir das Thema. Wichtig ist, daß ich mich um Tiger Diabolo kümmere und auch um Aristide.« Ich schaute in die Runde. »Weiß zufällig jemand, wo ich ihn finden kann? Wo er wohnt, wohin er sich zurückzieht?«
Man staunte mich an. Eine Antwort auf die drängenden Fragen bekam ich nicht. Zumindest keine, die mich hätte weiterbringen können.
»Irgendwo in Soho«, sagte Paolo.
»Dort wohne ich auch.«
»Haben Sie ihn dann nicht gesehen?«
Ich lächelte. »Ich lebe ja nicht in der Szene, mehr am Rande. In das Vergnügungsviertel hat mich heute abend gewissermaßen der Zufall getrieben. Ich wollte einen Herbstspaziergang machen. Dann kam mir dies dazwischen.«
»Sie sind Polizist«, sagte Rosa. »Können Sie denn nicht herausfinden, wo Aristide lebt?«
»Er wird sich schon abgesichert haben. Ich kann natürlich nachschauen lassen, ob er registriert ist. Darf ich mal ihr Telefon benutzen, Paolo?«
»Wenn es heil geblieben ist.«
Es war heil. Hinter der Theke stand es auf dem vitrinenähnlichen Unterteil. Die Kollegen würden wie immer sauer sein, wenn ich Dampf machte, das störte mich nicht.
Sie waren seltsamerweise nicht sauer. Ich gab ihnen meinen Wunsch

und auch die Nummer durch, unter der sie mich erreichen konnten. Dann rief ich bei Suko an.

Es war mittlerweile 22.00 Uhr geworden. Suko konnte schon zu Hause sein.

Er war es nicht. Warum sollte auch nicht er mal unsolide sein? Unter den Kämpfern fühlte sich mein Freund und Kollege sauwohl.

Außerdem lenkte ihn dieses Hobby von den trüben Gedanken ab, die sich um das Schicksal seiner Freundin Shao drehten, die verschwunden war und die Nachfolge der Sonnengöttin Amaterasu angetreten hatte.

Sehr rasch meldete sich der Apparat. Der Kollege aus der Fahndungsabteilung rief zurück.

»Habt ihr was gefunden?«

»Nein, John, negativ. Mit dem Namen Aristide kann unser großer elektronischer Meister einfach nichts anfangen.«

»Hat er überhaupt etwas ausgespuckt?«

»Ja, einige Namen und Begriffe, die allesamt in Richtung Frankreich deuten.«

»Gab es in der Vergangenheit einen Aristide, der euch aufgefallen ist?«

»Nein, nicht hier.«

»Okay, danke für eure Mühe.« Etwas angesäuert legte ich wieder auf und hob die Schultern, als ich die fragenden Blicke der anderen auf mich gerichtet sah. »Fehlanzeige. Dieser Aristide scheint wirklich wie ein Phantom zu sein. Er kommt, verschwindet, hinterläßt ein Chaos, aber niemand kennt ihn.«

Paolo hob die Schultern. »Ich werde den Laden wohl für eine Weile geschlossen halten müssen.«

Rosa legte ihre Hand auf seinen Unterarm. »Die kommen wieder, Paolo, das glaube mir.«

»Sollen wir wegziehen?«

»Nein, Sie bleiben«, erklärte ich. »Rudy und der schöne Sloane stehen auf meiner Liste. Ich habe erlebt, wie sie sich hier aufführten. Es wird zu einem Verfahren kommen. Die beiden landen für einige Zeit hinter Gittern, das verspreche ich.«

»Wir müssen auch aufräumen und neu streichen«, sagte der Wirt.

»Das dauert.«

»Natürlich.« Ich drehte den Kopf, weil Kitty sich erhoben hatte.

»Wo willst du hin?«

»Nach Hause.« Sie ging auf den Garderobenhaken zu und nahm ihren Mantel ab.

»Aber nicht allein.«

»Wieso?«

»Ich begleite dich. Es ist gefährlich für dich. Du bist eine Zeugin. Es

wäre zudem besser, dich in Schutzhaft zu nehmen. Ich rede mit den Leuten vom zuständigen Revier.«

Heftig winkte sie ab. »Nein, nein, ich habe nichts gesagt, das wissen die Kerle. Keine Schutzhaft. Wenn sich das herumspricht, bin ich beruflich erledigt.«

»Willst du tatsächlich weitermachen?«

»Kann ich denn etwas anderes?«

»Das weiß ich nicht.«

Sie senkte den Kopf. »Laß uns gehen.« Das Thema war ihr wohl etwas peinlich. Sie reichte den Wirtsleuten die Hand. »Und vielen Dank für alles!«

»Gib auf dich acht, Mädchen«, sagte Paolo. Er schloß die Tür auf.

»Mit diesen Leuten ist wirklich nicht zu spaßen.«

»Ich weiß.«

Auch ich hatte den Trench übergestreift. Rosa bot mir noch einen Drink an, den ich nicht annahm.

»Es wäre zuviel des Guten.«

»Fahren Sie auch nach Hause?« fragte Paolo und reichte mir die Hand zum Abschied.

»Das nicht. Ich werde mich noch ein wenig umschauen. Dieser Tiger Diabolo steht auf meiner Liste. Einmal habe ich ihn entwischen lassen. Das soll mir nicht noch mal passieren.«

»Kann ich verstehen. Machen Sie es gut.«

»Danke.«

Es war kühler geworden. Zudem hatte sich der Nebel verdichtet.

Er wehte jetzt in trägen Wolken durch die Straßenschluchten.

Kitty schminkte sich. Die alte Farbe war in ihrem Gesicht verlaufen und hatte es zu einer Maske werden lassen.

»Für wen machst du das?«

»Du bist doch bei mir.«

»Ich nehme dich so, wie du bist.«

»Danke.«

»Wo wohnst du?«

Sie schritt vor mir die Treppe hoch. »Es ist nicht weit. Hier liegt ja alles dicht zusammen. Aber verlange nicht, daß ich dich in ein Luxus-Apartment führe.«

»Keine Sorge, ich wohne auch nicht wie die Queen.«

Wir waren auf dem Gehsteig stehengeblieben und schauten uns um. Viel konnten wir nicht erkennen. Es schien so, als wäre der Nebel gekommen, um das Böse zuzudecken.

Die Fahrzeuge krochen über die Straße. Die Augen der Schweinwerfer verschwammen rasch im Dunst.

Kitty hakte sich bei mir ein und zog mich nach links. »Ob sie wohl auf mich in der Wohnung warten.«

»Wen meinst du?«
»Diese Gangster.«
»Das glaube ich nicht. Sie werden sich ihre Wunden lecken. Zudem steht für sie noch eine Rechnung offen. Aristide hat sie reingelegt. Das noch vor Zeugen. So etwas können sie nicht hinnehmen. Der Mann lebt gefährlich. Er hat nicht nur Tiger Diabolo zum Feind, auch Sloane und Rudy sowie die Skinheads. Die machen ihn fertig, darauf kannst du dich verlassen. Falls sie ihn bekommen.«
»Ich halte ihn für schlau genug, sich zu verstecken. Hinzu kommt der Nebel, der schützt ihn.«
»Richtig.«
Auch uns schützte er. Dabei war mir die graue Suppe schon zuviel Schutz. Wir konnten ebenfalls nichts sehen. Wenn uns Leute entgegenkamen, erkannten wir sie erst im letzten Augenblick.
Einmal tänzelte eine Frau auf uns zu, blieb plötzlich stehen und begann zu kichern.
»Hi, Jimmy«, sagte Kitty.
»Hi, Süße. Wieder einen aufgegabelt?«
»Man muß leben.«
Jimmy, zwar Mann, aber dennoch Frau, schleuderte sein langes, sicherlich künstliches Goldhaar zurück. Er trug einen Glitzeranzug.
»Da sagst du was, Kind. Ich bin auch völlig down. Kein Kavalier hat sich heut abend blicken lassen. Weiß gar nicht, was mit den Jungs los ist. Sind wohl alle im Nebel verschwunden.«
»Bist du schon lange auf dem Pflaster?«
»Eine Weile.«
»Du hast nichts gesehen.«
»Nebel.« Jimmy klapperte mit den künstlichen Wimpern. »Das ist schon pervers.«
»Ich denke da an eine Gruppe von Skinheads.«
»Ach, diese ungehobelten Glatzköpfe. Ja, die fuhren vorbei. So etwas hört man ja.«
»Und wohin sind sie gefahren?«
»In eure Richtung.« Er drehte sich tänzelnd. »Vielleicht wollten sie zu dir. Kann ein großes Geschäft werden.«
»Sei nicht albern, sonst schicke ich sie dir auf den Hals.«
»Aber nicht alle auf einmal«, jubelte Jimmy. »Immer hübsch der Reihe nach. Dann meinetwegen.«
»Was ist mit dem Hard-Rock-Zombie?«
»Tiger Diabolo, meinst du?«
»Wen sonst, Mensch?«
»Ach… er ist ein irrer Typ.« Jimmys geschminktes Gesicht strahlte.
»Ich will nicht wissen, was er in deinen Augen ist, sondern erfahren, ob du ihn gesehen hast.«

»Nein.«
»Gehört denn?«
»Das ja.«
»Wann?«
Jimmy hob die Schultern. »Mich friert, ich gehe nach Hause. Ihr könnt ja mitkommen.«
»Wann hast du ihn gehört?«
»Vor einer halben Stunde oder so. War ein irrer Sound, der durch den Nebel hallte. Er klang ganz anders als sonst. Viel dumpfer, versteht ihr?«
»Okay, Jimmy, gib auf dich acht.«
»Ich immer. Viel Spaß, ihr Hübschen.« Er tänzelte weiter und winkte noch mit vier Fingern.
Kitty lächelte. »Jimmy ist nett. Eigentlich kann er mir leid tun. Er leidet unter seinem Schicksal. Aber was will man machen? Jeder hat seinen Rucksack zu tragen.«
»Das stimmt.«
Wir blieben auf der Straße und gelangten in eine Gegend, wo noch mehr los war. Zwei Kinopaläste standen nebeneinander und strahlten ihre Reklame in den Nebel. Es waren Erstaufführungs-Kinos und dementsprechend gut besucht.
Mein Blick fiel in die breiten, hellen Foyers. Ich sah zahlreiche Jugendliche, aber keinen der Skinheads. Die Besucher kümmerten sich um die Automaten und Video-Spiele, die in den Hallen standen.
Wir bewegten uns nördlich, weg vom Piccadilly. »Links rein«, sagte Kitty.
»Wieso? Ist das eine Straße?«
Sie lachte. »Ich habe dir doch gesagt, daß ich nicht königlich wohne.«
Es war eine Einfahrt, am Beginn noch geschmückt durch einen halbrunden Torbogen.
»Mehr Hinterhof-Romantik.«
»Das letzte Wort kannst du weglassen.«
In manchen Einfahrten brannte Licht. Das war hier nicht der Fall.
Wir schlichen durch die nebelgraue Düsternis. Der Begriff Waschküche paßte hervorragend. Es war ebenso feucht, und der Geruch legte sich beklemmend auf meine Atemwege.
Kitty kannte sich auch in der Finsternis aus. Hinter der Einfahrt gelangten wir in einen Hof. Ob groß oder klein, war nicht zu erkennen, jedenfalls klapperte irgendwo der Deckel einer Mülltonne.
Kitty zog mich nach rechts, bat mich, stehenzubleiben und stieß eine Tür auf.
Das waren Situationen, die mir überhaupt nicht paßten. Dunkelheit und Nebel, da konnte man leicht ein Messer in den Rücken bekommen

und wußte nicht einmal, wer es gestoßen hatte.

»Kitty!« rief ich.

»Moment noch.«

Ihre Antwort klang harmlos. Sie gefiel mir trotzdem nicht, weil sie zu weit entfernt klang. Ich holte meine Lampe hervor und wollte sie gerade einschalten, als es hell wurde.

Die Lampe beleuchtete einen düsteren Flur mit grauen Wänden und schmutzigen, grünen Fliesen auf dem Boden. Der Lichtschalter war weiter entfernt, deshalb hatte Kitty hinlaufen müssen.

Ich steckte die Lampe wieder weg und ging auf Kitty zu, die am Beginn einer Holztreppe wartete.

Auf der vierten Stufe von unten lag jemand. Es war ein Mann. Er starrte uns an, ohne uns zu sehen.

»Der ist randvoll«, sagte Kitty.

»Aber nicht mit Alkohol.«

»Nein, mit Stoff.« Sie hob die Schultern. »Du bist Polizist, mußt dagegen ankämpfen, aber hier sehen wir es anders.« Sie ging vor.

Wir mußten bis in den zweiten Stock steigen. Vor einer der drei Türen blieb Kitty stehen. Die Farbe war abgeblättert, das Schloß gehörte auch nicht zu den stabilsten. Von der Decke hingen Spinnweben.

»Bringst du deine Kunden auch mit hier hoch?«

»Nur selten. Sie haben zumeist einen Wagen. Nur wenn es echt zur Sache geht, du verstehst.« Das Thema war ihr plötzlich peinlich.

Hastig schloß sie auf und drückte die Tür nach innen.

Wir betraten ein muffig riechendes Zimmer, durch das auch noch ein Hauch von Parfüm schwebte.

Kitty machte Licht. Etwas verloren und verschämt blickend stand sie neben dem Schalter. »Hier wohne ich also«, sagte sie leise.

Es war nur ein Raum. Ich sah noch eine zweite Tür. »Wohin führt die?«

»In ein Minibad.«

»Ach so.«

Schlaf-, Wohnraum und auch Küche waren gleichmäßig verteilt.

Kitty hatte es relativ sauber, auch wenn mal tapeziert hätte werden können. Sie schloß die Tür hinter mir und fragte, als ich mich auf einen Stuhl gesetzt hatte: »Willst du etwas trinken?«

»Nein, danke.«

Sie zog den Mantel aus und hockte sich auf die Bettkante. Das Gesicht verbarg sie in ihren Handflächen. Dabei schüttelte sie den Kopf.

»Was ist?« fragte ich.

Sie ließ die Hände sinken. »Ich habe Angst, John. So eine verfluchte, hündische Angst. Kannst du das begreifen?«

»Sehr gut sogar.«
»Und trotzdem will ich nicht in Schutzhaft genommen werden. So etwas zerstört unser verfluchtes Image. Was soll ich tun?«
»Abwarten.« Ich stand auf und trat an das eine Fenster. Es war älter und besaß noch ein Holzkreuz.
»Da kannst du nichts sehen, John. Erstens schaust du nur in den Hinterhof, und zweitens wabert dort draußen der Nebel. Auch wenn sich jemand versteckt hält, du wirst ihn nicht finden können.«
»Wo stecken die Skinheads, Kitty?«
»Was willst du denn von denen?«
Ich drehte mich nicht um und sprach gegen die Scheibe. Durch den Atem beschlug sie auch von innen. »Ich muß sie finden. Sie werden mich bestimmt auf Diabolos Spur bringen.«
»Ich kenne sie nicht.«
»Aber du kommst aus der Szene, Kitty. Hast du nicht gehört, wo sie ihr Home, ihre Burg haben. Es gibt Treffpunkte, Lokale, leerstehende Gebäude, in denen sie sich aufhalten und Randale machen können, ohne belästigt zu werden.«
»Ja, schon…«
Jetzt drehte ich mich um. »Kennst du tatsächlich keinen der Treffpunkte?«
Sie lächelte. »Nein.« Dann wechselte sie das Thema. »John, du hast mir das Leben gerettet. Ich möchte mich wenigstens etwas erkenntlich zeigen. Wir haben noch etwas Zeit. Du wirst dich wunderbar entspannen. Ich sorge dafür.« Sie faßte den Saum ihres engen Pullovers an und wollte das Kleidungsstück über den Kopf streifen, doch ich war schneller und legte meine Hände auf die ihren.
»Nein, Kitty, nicht.«
»Magst du mich nicht?«
»Du bist sehr attraktiv, und ich bin kein Mönch. Aber nicht jetzt, bitte.«
Sie ließ den Saum los. »Klar, ich habe verstanden.« Aus einem Hängeschrank holte sie eine Flasche Gin und ein kleines Glas. »Jetzt brauche ich einen Schluck.«
»Bitte.«
Ich ging noch einmal zum Fenster. Draußen vermischten sich die Nebel und die Dunkelheit zu einem Brei. Er war so dicht, daß ich ihn mit Blicken nicht durchdringen konnte, aber ich sah plötzlich den helleren Fleck. Er wanderte und blieb nicht auf der Stelle.
Mein Mißtrauen war erweckt. Auch Kitty hatte etwas bemerkt.
»Was starrst du so?«
»Ich glaube, da unten treibt sich jemand herum.«
»Wer?«
»Keine Ahnung.«

Sie war neben mich getreten. Aus ihrem Mund wehte eine leichte Ginfahne. »Ja, da ist ein Licht.«

»Das sonst nicht dort zu finden ist.«

»Genau. Es bewegt sich sogar.«

»Ich schaue nach.«

Kitty erschrak. »Du willst in den Hof?«

»Wohin sonst?«

»Aber wenn sie dort auf dich lauern?«

Schon an der Tür, sagte ich: »Diesmal bin ich vorgewarnt. Tu mir den Gefallen und schließ ab. Sollte ich hochkommen, werde ich dreimal kurz hintereinander klopfen.«

»Ja, gut.«

Ich tauchte in den düsteren Flur. Diesmal brauchte ich kein Licht, den Weg hatte ich mir gemerkt. Über die im Hof umherschleichende Person konnte ich nur spekulieren.

Möglicherweise war es einer der Skinheads. Aber Sloane oder Rudy konnten es ebensogut sein. Vielleicht auch beide zusammen.

Und ich durfte Aristide nicht vergessen.

Der Mann lag noch immer auf den Stufen. Ich stieg über ihn hinweg. Er atmete stöhnend.

Schließlich lag die Treppe hinter mir. Um auf den Hinterhof zu gelangen, mußte ich mich nach links wenden.

Wieder nahm mich der graue Flur auf. Ich hielt mich dicht an der Wand. Es war verdammt finster, die Tür entdeckte ich erst, als ich gegen sie stieß.

Noch war sie geschlossen. Wer immer sich draußen herumtrieb, er hatte den Weg ins Haus noch nicht gefunden.

Ich legte meine Hand auf die schmale, kühle Klinke aus Metall und drückte sie nach unten.

Das Geräusch gefiel mir gar nicht. Mit einer heftigen Bewegung zog ich die Tür spaltbreit auf.

Der Nebel waberte mir entgegen. Mein Blick in den Hof war nicht besonders günstig, das Licht sah ich leider auch nicht und so schlüpfte ich nach draußen in die feuchte Waschküche.

Schwaden umgaben mich, trieben über mein Gesicht, als wollten sie mich küssen.

Wo tanzte der Schein?

Ich hielt mich dicht an der Wand. Stimmen erreichten meine Ohren. Sie waren gegenüber aufgeklungen. Eine Frau schrie ihren Mann heftig an, der auch zurückbrüllte.

Ich sah ihn nicht, ich roch ihn.

Es war ein Herrenparfüm, das meine Nase kitzelte. Schon einmal hatte ich diesen Duft wahrgenommen, und zwar in Paolos Pizza Pub.

Sloane mußte in der Nähe sein!

Ich fuhr herum.

Er hatte mich nicht gesehen. Dafür ich ihn. Er stand bereits an der Hintertür und wollte sie öffnen. Schemenhaft nur erkannte ich seine Gestalt. Für einen Moment schaltete er eine Lampe ein und leuchtete das Schloß an.

Sloane war abgelenkt, und ich nutzte meine Chance. Wie ein Irrwisch war ich bei ihm.

Und ich preßte ihm die kalte Mündung der Waffe in den ungeschützten Nacken.

»Keine Bewegung mehr oder ich schieße!«

***

Sloane zuckte nicht einmal zusammen. Er blieb in seiner gebückten Haltung stehen und fragte mit leiser Stimme: »Sinclair?«

»Wer sonst?«

»Ich ahnte es«, sagte er, stand gebückt da und lachte gegen die Tür. »Worüber sollen wir sprechen?«

»Mich interessieren die Skinheads.«

»Jagt Scotland Yard schon wilde Glatzköpfe?«

»Wenn mehr dahintersteckt, immer.«

»Was, bitte?«

»Tiger Diabolo, der unter anderem auch Hard-Rock-Zombie genannt wird.«

»Ich habe von ihm gehört. Ein Musiker.«

»Ein besonderer.«

»Wie lange soll ich hier noch stehen?«

»Wo steckt Rudy?«

»Er massiert sein Schienbein.«

»Das soll ich dir glauben?«

»Beweise mir das Gegenteil, Bulle!«

Das konnte ich natürlich nicht. Ich ging zurück, die Mündung löste sich von Sloanes Hals, und ich gab ihm den Befehl, sich wieder gerade hinzustellen.

Das tat er auch. Ich klopfte ihn nach Waffen ab, fand kein Schießeisen. »Seit wann läufst du ›nackt‹ herum?«

»Ich hasse Kanonen.«

»Um so besser.«

»Und jetzt?«

»Du wolltest zu Kitty, nicht?«

»Nein. Es gibt noch andere Mieter in diesem Haus. Ich kenne einige von ihnen.«

»Darf ich den Namen erfahren?«

»Weshalb?«

»Nur so.«

»Du läßt mich doch nicht zu ihm.«

»Wahrscheinlich nicht.« Ich hielt auch weiterhin die Mündung auf Sloanes Rücken gerichtet, das wußte er auch. Deshalb tat er nichts, was mich hätte mißtrauisch machen können.

»Geh in den Flur, Sunshine!«

Er öffnete die Tür. Ich dachte noch immer an Rudy. Allein würde Sloane nie kommen. Sicherlich hatte er seinen Kumpan als Rückendeckung zurückgelassen.

Der Nebel war Rudys, allerdings auch mein Beschützer. Ich drehte mich zur Seite, als Sloane die Tür aufzog.

Da sah ich ihn.

Rudy war nur ein grauer Schatten, der von dichten Wolken umwabert wurde.

Was mich störte, war seine Haltung. Einen Arm mußte er erhoben haben, als wollte er etwas werfen.

Und Rudy besaß ein Messer.

Ich tauchte zu Boden.

Etwas wirbelte aus dem Nebel hervor. Relativ lang, auch blitzend – und gefährlich.

Der Gegenstand traf.

Ich hörte den dumpfen Aufprall, einen seufzenden Laut und leisen Knall, als die Tür wieder zufiel, gegen die Sunshine Sloane schwer geprallt war. Für mich sah es so aus, als würde er an der Außenseite festkleben. Nur für einen Moment schien das so, dann sackte er zusammen. Er rutschte mit dem Gesicht an der Tür entlang, ich sah auf seinen Rücken und entdeckte auch den Messergriff, der hervorragte.

Rudy hatte seinen eigenen Komplizen erwischt!

***

Was ich so breit erzählt habe, hatte höchstens drei, vier Sekunden gedauert. Eine Zeitspanne des Schocks und der Überraschung für mich, aber auch die Gelegenheit für Rudy, sich zu verkrümeln. Der Nebel war sein idealer Helfer. Er konnte in die Schwaden eintauchen wie in Wasser.

Ich sah ihn nicht mehr und nahm trotzdem die Verfolgung auf.

Wo die Einfahrt lag, wußte ich ungefähr. Ich hätte meine Lampe einschalten können, darauf verzichtete ich aus gutem Grund, weil ich keine Zielscheibe für Rudy abgeben wollte.

Ich hielt mich noch nahe der Hauswand, bewegte mich dabei mehr nach rechts, wo ich die Einfahrt wußte. Noch sah ich sie nicht; meine Augen begannen fast zu tränen, weil sie in diese wallende Waschküche starrten.

Ich sah und hörte Rudy nicht. Er schaffte es tatsächlich, sich lautlos

zu bewegen. Zudem verschluckte der Nebel die Geräusche. Endlich erreichte auch ich die Einfahrt.

Keine Spur von Rudy!

Ich gab auf und ging wieder zurück. Vor der Tür lag Sloane auf dem Boden und blockierte sie. Das Messer hatte ihn so erwischt, daß mir die schlimmsten Befürchtungen kamen.

Ich konnte seine Haltung nicht verändern, drehte nur den Kopf zur Seite.

Er lebte noch.

Über seine Lippen strömte röchelnd der Atem, vermischt mit dunklen Schaumbläschen – Blut. Wahrscheinlich war auch die Lunge erwischt worden.

Ob Sloane überlebte, war mehr als fraglich.

Er hatte mich erkannt. »Sinclair«, ächzte er. »Ich… ich habe verloren. Ich habe tatsächlich verloren. Hätte ich nie gedacht. Diese Zeit ist die der langen Messer, das hat mir ein Wahrsager prophezeit. Es ist eingetroffen, verdammt! Ich sterbe.«

»Ich werde einen Arzt holen.«

»Keinen Sinn mehr, keinen Sinn. Rudy ist doch nicht der große Meisterschütze.«

»Er hätte mich erwischen sollen.«

»Genau.«

»Was ist mit den Skinheads? Wo halten die sich versteckt? Weißt du das?«

»Klar.«

»Sag's mir, bitte.«

Er schaffte sogar noch ein Lachen. »Jeden Tag eine gute Tat, wie?«

»Wenn du es so siehst, meinetwegen.«

»Okay.« Er stöhnte auf. »Sie… sie sind in Soho. Die … die Scheune.«

»Eine was?«

»So heißt das Lokal. Sieht aus wie eine Scheune. Da halten sie sich auf. Geh hin und…« Er bekam plötzlich sehr große Augen. Noch im selben Moment verschwand aus ihnen der Glanz.

Sunshine Sloane war tot.

Ich mußte den Körper zur Seite schieben, um die Tür öffnen zu können. In gedrückter Stimmung ging ich den Weg zurück und machte Licht. Kitty mußte meine Schritte gehört haben. Sie stand schon vor der Wohnungstür und erwartete mich.

»Es ist etwas passiert, nicht?« Wahrscheinlich sah sie es meinem Gesicht an.

»Ja.«

»Und was?«

»Sloane lebt nicht mehr.«

Sie erschrak und ging zurück in ihre Wohnung. »Hast du ihn… ich

meine, hast du ihn?«

»Nicht ich, Mädchen. Es war Rudy. Er wollte mich mit dem Messer töten. Es lag wahrscheinlich an der schlechten Sicht. Jedenfalls konnte ich der Klinge entgehen. Es erwischte Sloane.« Ich ließ mich auf einem Stuhl nieder. Auch meine Nerven mußten sich beruhigen. »Hast du ein Telefon?« fragte ich.

»Ja.« Sie brachte mir den Apparat.

Ich stellte ihn auf meine Oberschenkel und wählte eine bestimmte Nummer, die mich direkt mit der Mordkommission des Yard verband. Dort gab ich meine Meldung ab.

Begeistert waren die Kollegen nicht. Sie schimpften über den Nebel und versprachen trotzdem, so rasch wie möglich zu kommen.

Danach wählte ich Sukos Nummer. Diesmal traf ich meinen Freund und Kollegen an. »Hast du schon im Bett gelegen?«

»Nein.«

»Dann zieh deine Lederjacke an und komm.«

»Wohin, und was ist los?«

Ich erklärte es ihm in Stichworten. Auch Suko war perplex, als er etwas von einem Hard-Rock-Zombie hörte.

»Und der Kerl soll sich in Soho herumtreiben?«

»Ja, ich habe ihn gesehen und will ihn auch stellen.«

»Warst du bei dieser… wie hieß sie noch gleich?«

»Bei Kitty. Du mußt durch die Einfahrt und dich dann zur Hintertür orientieren.«

»Das werde ich schon finden.«

Ich stellte den Apparat auf den Fußboden. Kitty hatte sich wieder gesetzt. »Was ist mit Rudy, dem Killer?«

Ich hob die Schultern. »Sorry, aber ich habe alles versucht. Er ist mir im Nebel entwischt.«

Sie nickte mir zu. »Ob er wiederkommt?«

»Zu dir?« Ich schüttelte den Kopf. »Das glaube ich nicht, Kitty. Der hat jetzt andere Sorgen. Es gibt einen Mordzeugen – mich. Entweder versucht er, mich umzubringen, oder er zieht sich zurück und bleibt so lange in einem Versteck, bis er glaubt, daß Gras über die Tat gewachsen ist.«

»Er kann auch zu den Skinheads gehen.«

»Was sollte er dort?«

»Ihnen zum Beispiel erzählen, daß du Sloane umgebracht hast. Wäre doch auch eine Möglichkeit. Oder nicht?«

»Klar, Kitty. Daran habe ich nicht gedacht. Danke für den Tip. Das kann auch hinkommen. Ich weiß jetzt, wo sich die Bande versammelt und werde sie mir einmal ansehen.«

»Aber nicht allein?«

»Nein, diesmal geht jemand mit, auf den ich mich hundertprozentig

verlassen kann. Er wird für die entsprechende Rückendeckung sorgen. Ich kann mir auch vorstellen, daß ich bei den Skinheads Tiger Diabolo finde.«

»Was wirst du mit ihm anstellen, wenn du ihn hast?«

Ich hob die Schultern. »Es kommt darauf an, wie er reagieren wird.«

»Ist er ein Mörder?«

Ich krauste die Stirn. »Schwer zu sagen, Mädchen. Ich gehe davon aus, daß er kein Mensch ist. Hinter der menschlichen Maske steckt ein gefährlicher Dämon, ein Untoter, eine Marionette des Teufels oder der Hölle. So müssen wir das sehen.«

»Ich komme da nicht mit.« Kitty war ehrlich. Sie bat mich um eine Zigarette und bekam auch ein Stäbchen. Ich zündete mir ebenfalls einen Glimmstengel an.

Daß Suko vor der Mordkommission eintraf, davon ging ich eigentlich aus, behielt recht. Die Zigarette brannte noch, da klopfte es gegen die Tür.

»Bist du es, Suko?«

»Ja, wer sonst?«

»Komm rein.«

Kitty erschrak, als sie Suko sah. In seiner Lederjacke sah er irgendwie wild aus. Er begrüßte Kitty und sagte: »Ich habe den Toten gesehen. Kein schönes Bild.«

»Beinahe hätte ich dort gelegen.«

»Wenn man dich schon allein läßt.« Suko schüttelte den Kopf.

»Weshalb wollten sie dich umbringen?«

»Das ist schnell erzählt.« Ich ging jetzt ins Detail, um meinen Freund zu informieren. Er wiederholte nur, daß er von Tiger Diabolo noch nie zuvor etwas gehört hatte.

»Gespannt bin ich auch auf den geheimnisvollen Aristide. Welche Rolle mag er spielen?«

»Null Ahnung, Suko. Er muß jedoch ein Motiv haben. Ohne Grund schleicht niemand mit einer geladenen Maschinenpistole nachts durch die Straßen von Soho.«

»Wie wahr.«

Endlich trafen die Kollegen der Mordkommission ein. Und wer hatte Dienst? Der Mann mit dem alten Filzhut, Chiefinspektor Tanner. Er schaute uns so böse an, als wollte er uns fressen.

»John, mich bei diesem verdammten Wetter durch die Gegend zu scheuchen, das ist schon ein Verbrechen.«

»Beschweren Sie sich bei der anderen Seite.«

»Es war ein normaler Mord?«

»Ja, und ich kenne den Mörder.«

Während Tanners Leute im Hof ihrer Aufgabe nachgingen, klärte ich den Kollegen auf.

»Rudy«, murmelte Tanner. »Ich glaube, daß ich den Namen schon mal gehört habe. Der ist wohl in der Szene bekannt. Wir kriegen ihn, verlaß dich drauf.«

»Das denke ich auch«, erwiderte ich und dachte dabei an das, was Suko und ich noch vorhatten.

Tanner deutete auf Kitty. »Sie spielt keine weitere Rolle in diesem Drama?«

»Nein, Kitty hätte wohl das Opfer werden können. Das ist zum Glück vorbei.« Ich lächelte ihr aufmunternd zu, und sie gab das Lächeln zurück.

»Ist sie in Gefahr?« fragte Tanner, der sehr gut mitgedacht hatte.

Er strich dabei über sein faltiges Gesicht und drückte den Hut in den Nacken.

»Nicht mehr«, erwiderte ich. »Es geht jetzt um andere Dinge.«

»Dämonische?«

»So ist es.«

Tanner grinste. »Dann kann ich mich mit meiner Mannschaft dort raushalten.«

»Das kannst du.«

»Wunderbar. Ich gehe nach unten zu meinen Leuten. Viel Glück, ihr beiden.«

»Das können wir brauchen.«

Kitty schüttelte den Kopf. »So menschlich habe ich Bull… ahm … Polizisten nicht in Erinnerung.«

»Man muß sie nur näher kennenlernen. Wir sind auch Menschen, und da schließe ich meine uniformierten Kollegen mit ein. Es ist nicht jedermanns Sache, für ein relativ geringes Entgelt seine Haut zu Markte zu tragen. Daß die Polizei den Bürger auch schützt, das wird oft genug vergessen.«

»Ich werde mich daran erinnern.«

Mein Blick fiel auf die Uhr. »Mitternacht ist es nicht«, murmelte ich. »Die richtige Zeit, Suko.«

»Gehen wir, John?«

»Und wie.«

Ich verabschiedete mich von Kitty. Suko stand schon im Flur. Das Mädchen zwinkerte mir zu. »Schade, es gibt Menschen, die lernen in ihrer Jugend immer die falschen Männer kennen.«

Ich streichelte ihre Wange. »Kitty, du bist noch jung genug. Vielleicht schaffst du es?«

Sie hob nur die Schultern und senkte gleichzeitig den Kopf…

***

Durch den dichten, wolkigen und flockig wirkenden Nebel schlich eine schwarz gekleidete Gestalt. Ein Mann, der schon einmal

erschienen und seine Gegner das Fürchten gelehrt hatte.

Jetzt war er wieder auf der Suche.

Ein Phantom, ein Mann, der aus dem Nichts erschienen und innerhalb kurzer Zeit in der Szene schon zu einer Legende geworden war.

Aristide!

Wer er war, das wußte nur er, und nur er kannte die Motive, die ihn leiteten.

Er *mußte* Tiger Diabolo finden, er *mußte* es einfach. Schon einmal hatte er versagt, das durfte ihm nicht noch mal passieren. Jetzt ging es um alles oder nichts.

Er kannte Soho gut genug, um sich auch bei dichtem Nebel nicht zu verlaufen. Zielsicher lenkte er seine Schritte, wich anderen Menschen aus und hatte seine Waffe unter der langen Jacke vorborgen.

Niemand, der ihm entgegenkam, ahnte, wie schwer der Mann bewaffnet war.

Aber die anderen spürten, daß mit ihm etwas besonderes los war.

Sie merkten eine gewisse Aura, die von der einsamen Gestalt ausging, und versuchten, ihm aus dem Weg zu gehen.

Der Nebel schluckte ihn.

Manchmal, an Stellen, wo die graue Suppe dünner war, tauchte er auf wie ein bleiches Gespenst, um seinen Weg fortzusetzen.

Seine Gedanken kreisten auch um den Mann namens John Sinclair, der auch der Geisterjäger genannt wurde. Aristide hatte es schon kommen sehen, es war einfach nicht zu verhindern gewesen, er und Sinclair mußten sich irgendwann treffen. Nur sollte er es nicht wagen, ihm ins Handwerk zu pfuschen. Tiger Diabolo war allein seine Sache. Er besaß einen Grund, ein Motiv, denn er war es gewesen, der versagt hatte.

Wenn er trotz des Nebels noch eine gute Deckung fand, blieb er stehen und witterte wie ein Raubtier bei der Suche nach Beute.

Er suchte, er lauschte. Irgendwo und irgendwann mußte etwas zu hören sein. Sie waren nie lautlos. Wo sie erschienen, gab es Krawall.

Ebenso wie bei Tiger Diabolo, dem Hard-Rock-Zombie, über den der Teufel seine schützende Hand gelegt hatte.

Durch die verfluchte Musik wollte er junge Menschen unter seine Fittiche bekommen. An den Satan kam Aristide nicht heran, dafür an Tiger Diabolo.

Mit raschen Schritten überquerte er eine schmale Straße. Ein Auto rollte langsam heran. Der Fahrer erschrak, als er Aristide im schwachen Licht der Lampen sah. Genau in dem Augenblick hatte sich bei Aristide die längere Jacke für einen Moment geöffnet, und die Maschinenpistole war sichtbar geworden.

Doch geisterhaft verschwand der einsame Mann wieder im grauen

Nebel. Er dachte auch an die Skinheads.

Tiger Diabolo hatte sich in ihnen die richtigen Partner ausgesucht.

Typen, die schlimmen Parolen hinterherliefen und meist ausgenutzt wurden.

Soho ist nicht überall ein Ort des Vergnügens. Es gibt auch Ecken, die saniert werden sollen. Da waren die Besitzer der Geschäfte schon längst verschwunden und hatten ihre Läden an anderen Stellen wiedereröffnet. Es war die Gegend der Ratten, der vierbeinigen ebenso wie die der zweibeinigen.

Aristide wußte das. Furcht hatte er nicht. Die MPi war nachgeladen worden. Wer sich ihm in den Weg stellte, würde den kürzeren ziehen. In der Pizzeria hatte er noch einmal Gnade vor Recht ergehen lassen. Es hatte eine Warnung sein sollen, nur glaubte er nicht daran, daß sie auch gefruchtet hatte.

Eher war das Gegenteil eingetreten. Er hatte die andere Seite nur noch wütender gemacht.

Und er wußte, wo sich die Skinheads trafen. Es war nicht leicht gewesen, den Treffpunkt herauszufinden. Ihr »Home« hielten sie gut verborgen, doch Aristide war zielstrebig wie selten.

Der Ort nannte sich Scheune.

Ein altes Lagerhaus, längst verlassen und von den Skinheads kurzerhand annektiert.

Da traf sich die Horde, und dort kamen nicht nur die Skinheads zusammen, auf die Aristide fixiert war, auch andere aus der Umgebung. In Soho gab es mehrere Gruppen oder Banden. Sie feierten in der Scheune ihre berüchtigten Gelage.

In dieser Gegend, wo vom Glamour der Oxford Street nichts zu merken war, kümmerte sich auch niemand um den Belag der Straße.

Man hatte die aufgerissenen Stellen im Pflaster kaum noch zugeschüttet. Wenn renoviert wurde, bekamen die Straßen auch neue Teerdecken.

Noch vor zwei Jahren hatte die Scheune nicht für sich gestanden.

Da die Bauten im unmittelbaren Umkreis samt und sonders abgerissen worden waren, lag sie nun ziemlich frei. Bei klarem Wetter wäre Aristide niemals bis direkt an den Bau herangekommen, in dieser Nacht war der Nebel ein hervorragender Schutzmantel.

Am Rande es Platzes blieb er stehen und schlug sein langes Jackett zurück. Die Waffe wollte er nicht mehr verstecken. Er hielt die MPi jetzt offen in der Hand.

Noch war die Scheune nicht zu sehen. Aristide witterte ihre Nähe.

Er duckte sich leicht und lief mit weich wirkenden Schritten voran.

Die früher hier stehenden Gebäude waren abgerissen worden. Man hatte die Trümmer allerdings nur notdürftig zur Seite geräumt. Viel lag noch auf dem Boden.

Steine, altes Eisen, vermischt mit Staub, Mörtel und den Resten von Einrichtungsgegenständen. Hier hätten noch mehrere Bagger aufräumen können.

Er hörte etwas.

Ein hartes, rhythmisches Geräusch.

Das war Musik – nur keine Musik, wie er sie sich gern gewünscht hätte. Tiger Diabolo, der Hard-Rock-Zombie spielte anders. Noch härter, noch wütender, auch höllischer.

Er schaute auf die Uhr.

Mitternacht war noch nicht erreicht. Möglicherweise erschien Diabolo erst um diese Zeit. Eine Geisterstunde war auch für ihn etwas Besonderes.

Scharf saugte Aristide die Luft ein und sank plötzlich zu Boden, als aus der dicken, schwebenden Dunstbrühe hinter ihm knatternde Geräusche erklangen.

Da fuhren Motorräder…

Der Mann drehte sich um. Er hatte hinter einem Trümmerhügel Deckung gefunden. Vorsichtig schraubte er sich hoch und sah die beiden hellen, bleichen und verschwommenen Augen der Schweinwerfer in der Nebelsuppe leuchten.

Sie tanzten auf und nieder. Jede Unebenheit des Geländes bekamen sie voll mit.

Gar nicht mal weit von ihm entfernt rollten die beiden Feuerstühle vorbei. Es mußte dort einen Weg geben, den die Skinheads auch im Nebel fanden.

Aristide merkte sich sehr gut, woher sie fuhren. Auch für ihn war die Strecke bequemer. Da brauchte er nicht über die Trümmerhügel zu klettern.

Er wartete so lange, bis der Nebel die Maschinen bedeckt hatte, dann machte er sich an die Verfolgung. Sehr bald verstummten auch die beiden Motoren.

Stille senkte sich über den Platz.

Aristide ging vorsichtig. Aus der rollenden Nebelwand schallte ihm ein hartes Lachen entgegen. Die beiden Skinheads unterhielten sich. »Er kommt heute, wie versprochen. Tiger Diabolo wird uns zeigen, was der Teufel zu bieten hat.«

»Oder auch nicht«, wisperte Aristide. Unwillkürlich umklammerte er die MPi fester.

In seinen Augen lag ein harter Glanz. Und wenn ihn Skinheads aufhalten wollten, keiner von ihnen würde es schaffen, ihn von dem abzuhalten, was getan werden mußte.

Wenig später sah er einen verschwommenen Lichtschein, der sehr schnell wieder verschwunden war. Die beiden Skinheads mußten die Scheune betreten haben.

Aristide nahm auch weiterhin den gleichen Weg. Er sicherte nach allen Seiten, die Mündung der Maschinenpistole wies dabei in den dunklen, nebligen Nachthimmel.

Vor ihm erschien eine dunkle, unregelmäßige Fläche. Erst als er sehr nahe herangekommen war, sah er, um was es sich dabei handelte.

Die aufgebockten Motorräder standen in Reih und Glied. Maschinen, die sehr gepflegt aussahen, das hatten die Glatzköpfe mit den Rockern gemeinsam.

Um die Scheune zu erreichen, mußte er die Feuerstühle umgehen.

Er sah bereits den Umriß des Gebäudes.

Hoch und kantig wirkte er. Wie ein Mahnmal, von Nebelschleier umtanzt. Dazu ohne Licht und wie eine geschlossene Faust in die grauschwarze Finsternis hineinstoßend.

Ein Ort zum Fürchten, ein Ort für den Teufel. Aber den würde er aus der Scheune heraustreiben, das stand fest.

Er drehte den Kopf nach rechts und schaute auf die Waffe. Wie ein Rohr stach die Mündung nach oben. Der Nebel hielt sie umschlungen und hatte einen feuchten Film gebildet.

Wachen sah er keine.

Dennoch war Aristide sehr vorsichtig. Auch die Skinheads durfte er nicht unterschätzen. Sie kannten gewisse Kampfstrategien und setzten stets auf das Moment der Überraschung.

Wie in diesem Augenblick.

Aristide ärgerte sich maßlos, daß es den anderen trotz seiner Vorsicht gelungen war, ihn zu überraschen. Wie aus dem Boden gewachsen, stand einer der Skinheads vor ihm.

Wie so oft war er mit diesem Hartholzknüppel bewaffnet, den er umklammert hielt.

»Wer bist du?«

»Das kann ich dich fragen, Junge!«

»Hinter dir ist noch einer«, sagte der Glatzkopf in seiner Lederjacke und lachte.

»Und wie ich hier bin. Aus dir machen wir…« Er verschluckte sich fast, denn der Skinhead hatte erkannt, in wessen Rücken er schaute. »Bist du nicht der Hund aus der Pizzabude?«

»Es war keine Pizzabude«, erklärte Aristide ruhig. »Aber ich kann dich beruhigen, ich bin es!« Er sprang plötzlich zur Seite, so daß die beiden Typen es nicht mehr so einfach haben würden, ihn mit ihren Knüppel zu erwischen.

Und er hatte die MPi angehoben.

Beide Skinheads standen vor ihm. Sie starrten wie hypnotisiert auf den Waffenlauf, den Aristide schwenkte, so daß die Mündung einmal auf den kleineren, dann wieder auf den größeren der Skinheads deutete. Er überlegte, wie er die Kerle ausschalten sollte. Gut, er

konnte sie erschießen, aber wollte er das auch?
»Weg mit den Knüppeln!« flüsterte er scharf.
Sie ließen ihre Schlagwaffen fallen, als wären sie glühend.
Aristide nickte zufrieden. »Ja, das ist gut«, sagte er, »das ist sogar sehr gut.«
»Was wollen Sie?«
»Ich kann euch durchlöchern, Freunde!«
»Ja.« Der Größere sagte es bibbernd.
»Ich kann auch etwas anderes mit euch machen. Es kommt ganz darauf an, wie ihr euch benehmt. Ich will zum Beispiel wissen, wie viele von euch Idioten sich in der Halle versammelt haben und auf Tiger Diabolo warten. Spuckt's aus, los!«
»Keine Ahnung!«
»Soll ich dir deinen Glatzenschädel durchschießen?«
»Ich weiß es nicht. Es können zwanzig sein, aber auch fünfundzwanzig. Ich habe sie nicht gezählt.«
»Gut. Wie komme ich da hinein?«
»Durch das Tor direkt hier.«
»Und gibt es noch einen anderen Eingang?«
»Ja. Aber Sie müssen auf das Dach. Dort sind Fenster, die man hochheben kann.«
»Wunderbar. Wann kommt er?«
»Wir wissen es nicht. Irgendwann in der Geisterstunde.«
»Also zwischen Zwölf und Eins.«
»Stimmt.«
»Umdrehen!«
Sie taten es zitternd. Sekunden später zitterten sie nicht mehr. Da hatte Aristide zweimal zugeschlagen und auch genau getroffen.
Steif kippten sie zu Boden. Er fing sie noch ab, bevor sie sich die blanken Schädel aufschlagen konnten. Dann schleppte er sie zwischen die abgestellten Feuerstühle und ließ sie liegen.
Die Informationen waren wichtig gewesen. Durch die Tür wollte er keinesfalls kommen. Der Weg über das Dach hätte nicht idealer sein können. Nur mußte er den Aufstieg finden. An der glatten Fassade jedenfalls kam er nicht hoch.
Aristide ging davon aus, daß sich der Aufstieg, wenn überhaupt, an der Rückseite befinden mußte. Dort lief er hin. Aufgehalten wurde er nicht mehr.
Er hielt sich nahe der Außenwand und riskierte es auch, seine Lampe einzuschalten. Das brachte wenigstens etwas Licht. Aus der Halle hörte er noch immer die rhythmische Musik, manchmal Stimmen und Klirren, wenn leere Flaschen zerbrachen.
Der Nebel ließ eine genaue Sicht so gut wie nicht zu. Er fand die Leiter trotzdem schnell. Vielleicht war es auch nur das Glück des

Tüchtigen, und Aristide bezeichnete sich als tüchtig und als verdammt zielstrebig.

Das Ende der Leiter hing über ihm. Mit einem Sprung würde er die unterste Sprosse erreichen können.

Der Mann befestigte die MPi an einem breiten Gürtelhaken, dann schnellte er hoch. Die Hände der ausgestreckten Arme bekamen die unterste Sprosse zu fassen. Gleichzeitig hörte er auch das Knirschen über sich, als würde sich etwas aus der Wand lösen. Durch Haken war die Leiter dort befestigt.

Er blieb hängen, bildete einen senkrechten Strich, lauschte und probierte in der Zeit, ob die Leiter sein Gewicht halten und er die Kletterei wagen konnte.

Sie riß nicht.

Zwar ächzte sie, als würde das Metall große Schmerzen verspüren, sie gab auch etwas nach, nur riß sie nicht.

Aristide hangelte sich höher. Hand über Hand ging das voran, bis er so weit gekommen war, daß er sich mit den Füßen auf der Sprosse abstützen konnte.

Die Leiter begann wieder zu schwingen. Sie knarrte auch, es wirkte plötzlich gefährlich, Aristide schielte in die Höhe. Er wartete darauf, daß die Leiter riß.

Sie hielt auch weiterhin.

Der Mann, nicht mehr als ein Phantom im Nebel, stieg an der Außenwand des leerstehenden Gebäudes in die Höhe. Er riskierte viel, beeilte sich und konnte von unten schon nicht mehr gesehen werden. Der Nebel deckte ihn wie ein graues Meer.

An der Rückseite hatte man auf den Einbau von Fenstern verzichtet. Das Mauerwerk präsentierte sich schmutzig und grau. Es war feucht. Dreck und Rost hatten auch auf die Leiter eine Schicht gelegt. Manchmal hatte Aristide Glück, daß er nicht von einer Sprosse abrutschte. Kurz vor dem Erreichen des Ziels wurde es noch einmal kritisch. Da senkte sich die Leiter bei einer Gewichtsverlagerung, es knirschte auch im Mauerwerk, aber sie hielt weiterhin.

Ziemlich leicht konnte der einsame Kletterer über den Dachrand steigen.

Vor sich sah er die mit grauem Dunst überflossene Fläche des Flachdachs. Er richtete sich auf, hakte die MPi wieder los und bewegte sich nach allen Seiten sichernd weiter. Es lag im Bereich des Möglichen, daß die Skinheads hier oben eine Wache aufgestellt hatten.

Nein, er fand keinen.

Dafür sah er die Fenster. Sie bestanden aus dicken Glassteinen, die zusammen ein Viereck bildeten.

Leider waren sie nicht durchsichtig. Jahrealter Dreck lag auf ihnen

wie angestrichen.
Wo konnte dieses »Fenster« geöffnet werden?
Aristide suchte. Er ging systematisch vor und rechnete damit, in der Mitte ein Fenster zu entdecken, das sich öffnen ließ.
Er hatte Glück.
Eines dieser Vierecke war sogar offen. Es ließ sich schieben. Von außen hätte er es nie aufbekommen.
Über sein Gesicht glitt ein Lächeln. Jetzt befand er sich schon fast am Ziel seiner Wünsche.
Noch war der Spalt zu klein, um einen vollen Überblick zu bekommen. Aristide sorgte dafür, daß er genügend Platz bekam. Er kniete dabei neben der Öffnung.
Keiner der versammelten Skinheads schaute in die Höhe. Sie waren zu sehr mit sich selbst beschäftigt. Aristide konnte es sich bequem machen und aus luftiger Höhe seine Feinde beobachten.
Die benahmen sich völlig ungezwungen. Einige von ihnen hockten auf dem Boden. Der Sitzordnung nach hatten sie einen Kreis gebildet. Sogar einen ziemlich großen.
In die Mitte des Kreises ging niemand hinein. Selbst an den Rändern wurde er nicht durchquert.
Aristide konnte sich vorstellen, für wen der Kreis gedacht war. Sie warteten auf Tiger Diabolos Auftritt.
Noch hielt sich der Hard-Rock-Zombie zurück. Aristide war dies sehr recht.
Er schaute sich um, so gut es ging. Als Lichtquellen dienten Scheinwerfer, die Skinheads hatten sie mitgebracht und an vier Stellen aufgebaut. Ihre langen Lichtstrahlen gaben genügend Helligkeit ab. Manchmal torkelte einer der Typen durch das Licht. Ob er betrunken war, konnte Aristide nicht genau erkennen. Jedenfalls bewegte sich der Glatzkopf nicht normal, wahrscheinlich auch im Rhythmus der Musikfetzen, die aus den Lautsprechern der mitgebrachten Radios dröhnten.
Nur wenige Skinheads standen. Die meisten hockten im Kreis zusammen und warteten auf ihren Herrn und Meister.
Aristide dachte darüber nach, daß er möglicherweise in die Halle hineinmußte. Für einen Sprung war die Entfernung zu groß, und eine Leiter sah er auch nicht.
Wie also nach unten kommen?
Er nahm die MPi und verdrängte den Gedanken an einen Sprung.
Mit der Mündung zielte er schräg in die Tiefe hinein. Ein kaltes Lächeln glitt über seine Lippen.
Seine Position war ausgezeichnet. Wenn er wollte, brauchte er die Waffe nur um eine Winzigkeit nach rechts oder links zu bewegen, um den gesamten Kreis abstreuen zu können.

Das war schon ein nicht zu verachtender Vorteil.

Keiner schaute in die Höhe. Die Skinheads waren mit sich selbst beschäftigt.

Entweder lauschten sie den fetzigen Rhythmen, oder sie machten selbst genug Power.

Einige von ihnen schrien nach Tiger Diabolo. Manchmal sprang jemand aus dem Kreis der Hockenden in die Höhe, stemmte seine Arme in die Luft und brüllte den Namen des Hard-Rock-Zombie.

Aristide zuckte jedesmal zusammen. Seine Augen bekamen einen gnadenlosen Zug.

Wenn die Glatzköpfe durchdrehten und sich weiterhin nur mit Tiger Diabolo abgaben, hatten sie Pech gehabt.

Dann würden sie die Konsequenzen tragen müssen. Wie die aussahen, spielte der Mann auf dem Dach bereits alles durch.

Er drückte den Waffenlauf noch tiefer und gleichzeitig schräger.

Sein Finger näherte sich dem Abzug und berührte voller innerer Freude das kühle Metall.

»Gnade euch Gott«, hauchte er, »wenn ihr euch nicht auf meine Seite stellt. Diesmal wird es anders sein als in der Pizzeria…«

***

Ich lebe schon länger in London und kannte Soho eigentlich besser als mein Freund Suko.

Davon war ich bisher jedenfalls ausgegangen. Der Irrtum stellte sich rasch heraus. Wäre es nach mir und meiner Führung gegangen, hätten wir uns im dichten Nebel verlaufen. Suko war es, der uns wieder auf den richtigen Weg brachte.

»Auf deine Verantwortung«, sagte ich.

»Bestimmt.«

Suko hatte sich nicht geirrt. Er führte mich durch nebelschwangere Gassen, die auch in die Zeit des »Jack the Ripper« gepaßt hätten, als dieser Killer im vorigen Jahrhundert Jagd auf Frauen machte.

An einer Kreuzung blieben wir stehen, ließen Autos passieren, hörten hin und wieder das Hupen, Musik aus der Ferne, gedämpfte Stimmen, aber alles wirkte so schrecklich unnormal.

Viel zu ruhig, zu verhalten. Selbst unsere Bewegungen schienen sich verändert zu haben und in Zeitlupe abzulaufen.

Wir überquerten die Straße. Da wußte auch ich, wo wir uns befanden. In einem Sanierungsgebiet, in dem die Häuser längst verkauft und von den offiziellen Bewohnern verlassen worden waren.

Wer und was jetzt darin hauste, konnte man vergessen. Zwei- und vierbeiniges lichtscheues Gesindel.

»Da ist die Scheune!« Suko war stehengeblieben und streckte den rechten Arm aus.

»Wo?«

Er grinste mich an. »Hinter der vor uns liegenden dicken Nebelwand. Gib gleich acht, wenn du gehst. Wir befinden uns auf einem Abbruchgelände, wo noch allerlei Zeug herumliegt. Steine, Trümmer, Hindernisse. Du wirst es schon merken.«

Ich hob die Beine beim Gehen gut an. Es wurde tatsächlich zu einem Hindernislauf für uns. Auf geradem Weg konnten wir nicht gehen. Vor uns rollten, tanzten und wallten die Schwaden. Manchmal fuhr ein leichter Windstoß in sie hinein. Dann formten sie sich zu immer neuen Figuren, die gespenstischen Wesen aus jenseitigen Geisterwelten glichen.

Suko blieb stehen. Er ging dicht vor mir. Trotzdem schien sich seine Gestalt aufzulösen, so dicht war die Suppe.

»Ist was?«

»Ich höre Musik!«

»Welcher Art?«

»Nicht mein Fall. Das ist hämmernder Rock!«

»Dann könnte Tiger Diabolo schon da sein!«

»Keine Ahnung.«

»Geh vor!«

Wir waren noch mehr auf der Hut. Zudem mußten wir damit rechnen, daß die Skinheads Wachen aufgestellt hatten, die ihr Home absicherten. Bisher war uns noch niemand über den Weg gelaufen.

Das blieb auch dann noch so, als wir etwas aus dem Nebel auftauchen sahen, das an manchen Stellen schimmerte und an anderen wiederum sehr dunkel war.

»Feuerstühle!« Suko lachte. »In Reih und Glied aufgestellt. Da sage mir noch einer, Skinheads haben keine Ordnung.«

»Aber auch nur bei ihren Motorrädern. Ansonsten erlebst du bei ihnen das Chaos.«

Mich wunderte nur, daß sie keine Wachen bei ihren Feuerstühlen aufgestellt hatten.

Suko sah das nicht so eng. »Du hast mir von diesem Hard-Rock-Zombie berichtet. Wenn die Bande tatsächlich so sehr auf ihn fixiert ist, will doch jeder dabei sein, wenn Tiger Diabolo erscheint, und nicht hier draußen Wache schieben. Außerdem schützt der Nebel die Öfen.«

Wir hatten einen Weg gefunden, der uns direkt zum Ziel brachte.

Allmählich schälte sich auch die Scheune aus dem Dunst. Vielmehr ihre breite Vorderseite.

Der Name Scheune war etwas untertrieben. Vor uns lag eine Fabrikhalle. Für die Skinheads mochte es eine Scheune sein, für mich nicht. In zwei Jahren würde sie an dieser Stelle nicht mehr stehen. Vielleicht fanden wir dann ein Theater oder ein Kino.

Suko hatte es eiliger als ich. Er ging wieder vor. Ich gab ihm Deckung.

Mein Partner wußte Bescheid. Ich hatte ihn über die Gefährlichkeit der Skinheads aufgeklärt und noch einmal intensiv über den Mann mit der MPi gesprochen.

Aristide hieß er. Ein ungewöhnlicher Name. Ebenso ungewöhnlich wie der gesamte Mann.

Kam er aus Frankreich oder aus einem anderen Land? Er war wie ein Phantom in Soho erschienen und schon jetzt so etwas wie eine Legende in diesem Viertel.

Vor mir erklang ein bekanntes Zischen. Suko hatte es ausgestoßen.

Er war gleichzeitig stehengeblieben und winkte mit der rechten Hand. Ich war sofort bei ihm.

»Da, sieh dir das an!«

Mein Freund deutete zu Boden, wo sich ein dunkler Fleck vom Untergrund abhob, der den Umriß eines Menschen aufwies. Beim Bücken sah ich den kahlen Schädel.

»Das ist wahrscheinlich einer der Aufpasser!«

»Und einen Schritt weiter liegt der zweite.«

Ich verließ mich auf Sukos Worte und schaute erst gar nicht nach.

»Wer kann es gewesen sein?«

Mein Freund wischte Feuchtigkeit aus seinem Gesicht. »Ich denke an deinen neuen Bekannten.«

»Aristide.« Ich nickte. »Der Ansicht bin ich auch.«

»Sie sind beide nicht tot. Man hat sie mit Schlägen außer Gefecht gesetzt. Er ist also kein Killer.«

»Sicherlich nicht. Ich frage mich aber, wer er ist. Welches Motiv leitet ihn. Er muß Tiger Diabolo verdammt stark hassen, daß er sich mit einer ganzen Bande anlegt.«

»Wie stehen die Skinheads genau zu Tiger?«

Ich hob die Schultern. »Meiner Ansicht nach ist er eine Art von Leitfigur für sie. Er gibt ihnen die Kraft, die sie für ihre verdammten Ziele brauchen.«

Suko knetete sein Kinn. »Das sieht nicht gut aus.«

»Meine ich auch.« Es hatte keinen Sinn, noch länger zu warten und zu diskutieren. »Sehen wir uns die Sache mal näher an. Rein müssen wir schließlich.« Durch das Fenster sahen wir Licht. Einen schwachen Schein, der kaum nach draußen drang.

»Feuer ist das nicht«, sagte ich leise.

»Dann gehst du davon aus, daß unser Freund noch nicht erschienen ist?«

»Genau.«

Wir waren weitergegangen und hatten eine Tür entdeckt. Nein, das war schon mehr ein Tor. Es bestand aus zwei Hälften, war aus grau

angestrichenem Metall, an dem die Tropfen in langen Bahnen nach unten rannen.

Alles war feucht, klamm und naß. Auf meinem präparierten Trench perlte das Wasser.

Wir standen vor der Tür und schauten uns an. »Wie machen wir es?« fragte Suko. »Wie immer?«

»Ich weiß nicht. Das ist keine Wohnung.« Ich zog die Beretta. »Jedenfalls gibt einer dem anderen Deckung.«

»Gut. Denkst du auch an Rudy?«

Verdammt, den hatte ich völlig vergessen. Suko sah dies an meinem erschreckten Blick.

»Der kann auch noch irgendwo lauern. Er wird voller Haß auf dich stecken.«

»Stimmt.«

»Beschreibe ihn mal kurz.«

Das tat ich in den nächsten Sekunden. Danach waren wir bereit, die Scheune zu betreten.

Wir hörten auch die Musik. Harte Klänge, aber nicht *life* gespielt.

Sie drangen aus den Lautsprechern irgendwelcher Anlagen.

Das Tor besaß eine normale Klinke. Suko hatte bereits seine Hand auf ihr liegen.

Er nickte mir zu.

»Los«, sagte ich.

Er war sehr vorsichtig. Natürlich lief das Öffnen der Tür nicht lautlos ab, aber die fetzige Musik übertönte alles.

Ich schaute in die Scheune hinein und konnte zufrieden sein. Um uns kümmerte sich niemand.

Die Skinheads hatten einen Kreis gebildet, saßen am Boden und zuckten im Rhythmus der aufpeitschenden Klänge.

Für mich war das so eine Art von Vorbereitung auf den großen Knall. Ich winkte Suko beruhigend zu und ließ auch die Hand mit der Waffe sinken. Weiter brauchte Suko die Tür nicht aufzuziehen.

Ich schob mich durch den Spalt und tauchte sofort in eine dunkle Stelle, wo das Licht eines der vier Scheinwerfer nicht hindrang.

Suko folgte mir auf dem Fuß. Er zog die Tür noch zu. Wie wir meinten, hatte uns niemand gesehen. Suko trat lautlos an meine Seite und nickte knapp.

»Sie haben nichts bemerkt.«

»Ist doch klasse.«

Wir standen günstig, nicht weit von einem Scheinwerfer entfernt, der, wie auch die drei anderen, seinen Strahl im schrägen Winkel in die Halle hineinschickte, wo sich die vier Lichtlanzen in der Mitte konzentrierten.

Da saßen sie im Kreis. Nur einer der Skinheads stand noch. Er hatte

sich breitbeinig aufgebaut, in der rechten Hand schwenkte er eine halbvolle Ginflasche.

»Setz dich endlich!« Der Typ mit dem Stimmbruch-Organ brüllte seinen Kumpan an.

Der wollte nicht. »Leck mich doch!«

Einer der anderen Skindheads bog seinen Körper zurück. Sein Arm schnellte vor. Die Hand bekam den rechten Fußknöchel des Stehenden zu packen. Ein kurzer Ruck, und der Mann lag lang.

Die anderen klatschten Beifall. Seine Ginflasche zerbrach, der Skinhead rollte in die Scherben.

Dümmlich lachend richtete er sich wieder auf und hatte Mühe, sitzen zu bleiben.

Sein Kopf fiel stets nickend nach vorn. Er machte auf uns den Eindruck, als würde er einschlafen.

Meine Blicke befanden sich in ständiger Bewegung. Ich suchte das Innere der Scheune ab, denn Rudy, der Messer-Killer, ging mir nicht aus dem Sinn.

Er war wohl nicht da.

Aber die Skinheads. Und die gerieten allmählich in die richtige Verfassung.

Sie blieben auch weiterhin auf ihren Plätzen hocken, aber sie bewegten sich jetzt.

Mit hektischen Bewegungen stießen sie ihre Arme in die Höhe, zogen sie wieder zurück und wiederholten die gleichen Bewegungen zuckend und in hektischen Intervallen.

Dabei brüllten sie bestimmte Worte, die ich zuerst nicht verstand.

Bei genauerem Hinhören entpuppte sich das abgehackte Gestammel als ein Name.

Diabolo!

Sie riefen den Teufel, sie riefen nach Tiger, der sich endlich zeigen sollte.

Ich peilte auf die Uhr.

Eine halbe Stunde nach Mitternacht. Genau die richtige Zeit. Geisterstunde sagte man dazu.

Mal sehen, wie es weiterging.

Sie johlten und brüllten. Manche Stimmen überschlugen sich dabei. Diabolo war für sie der größte. Die Skinheads waren für mich Besessene, keine Dämonen. Sie würden durchdrehen und die Gewalt noch stärker auf ihre Fahne schreiben. Letztendlich blieben sie jedoch Menschen, gegen die ich nicht so rücksichtslos vorgehen konnte.

In dieser Klemme steckten wir oft. Es war eine der hinterlistigen Stärken des Teufels, daß er sich an schwache Menschen heranmachte und sie vorschickte. Genau wissend, wie wir darauf reagierten.

Wir mußten uns immer mehr Tricks einfallen lassen, um die

Besessenheit zu zerstören.
Sie saßen und bewegten sich. Selbst der Volltrunkene machte mit.
Bei ihm allerdings wirkten die Bewegungen langsam und einschläfernd.
Plötzlich war alles anders.
Jemand hatte die Musik ausgeschaltet. Nur noch das Zucken der Arme war zu sehen, dann hörte auch dies auf.
Es wurde ziemlich still.
Nur ein Keuchen durchdrang die Halle. In die starken Scheinwerferstrahlen wehte der sichtbare Atemhauch aus den Mündern der versammelten Skinheads.
Sie hatten sich ziemlich verausgabt. Deshalb dauerte es etwas, bis sie sich wieder gefangen hatten, zu Atem gekommen waren und zuschauten, wie ihr Anführer mit etwas eckig wirkenden Bewegungen aufstand, stehenblieb und auch später nicht in den Kreis der Versammelten hineinschritt.
Was er vorhatte, war Suko und mir längst klargeworden. Der Typ wollte eine Rede halten. Noch einmal stierte er seine Kumpane der Reihe nach an, nickte und schrie danach zwei Begriffe, die für Skinheads das Absolute waren.
»Geld und Macht!«
Leider traf das nicht nur auf Skinheads zu. Ich kannte genügend Menschen, die ebenfalls dieser Droge erlegen waren. Ob Manager, Politiker, auch der kleine Mann konnte sich ihr nicht entziehen. Die Skinheads aber hatten einen im wahrsten Sinn des Wortes teuflischen Weg eingeschlagen, um beides zu erreichen.
Die Hölle stand ihnen zur Seite und sollte dafür sorgen, daß sie mächtig wurden.
Suko schaute mich an und nickte. Ich wußte, was mein Partner damit ausdrücken wollte, er brauchte nichts zu sagen. Beide hörten wir den mit kreischender Stimme gesprochenen Ausführungen des Skinhead-Chefs zu.
Er war in Form, hatte sich schräg hingestellt und sein rechtes Bein vorgeschoben. Die rechte Hand hatte er zur Faust geballt. Immer wieder stieß er sie nach vorn, seine Augen leuchteten fanatisch. Der Mund stand weit offen, als er die ersten beiden Begriffe wiederholte.
»Geld und Macht, meine Freunde! Wir werden beides bekommen. Der Teufel hat es uns versprochen. Er ist durch Tiger Diabolo in unsere unmittelbare Nähe gekommen. Er wird das Grauen bringen! Er wird uns die nötige Stärke geben, um Soho in unsere Gewalt zu bekommen. Dieser Stadtteil wird bald nicht mehr so sein, wie er einmal gewesen ist. Die Menschen werden vor unserer Stärke ebenso zittern wie die Bullen, die bestimmt geholt werden!«
Bei dem Wort »Bullen« begannen die anderen zu johlen. Sie brüllten

davon, daß sie die Polizei am Boden liegen sehen wollten und schwangen dabei ihre Hartholzknüppel. Es war schon ein kleines Wunder, daß sie sich damit nicht gegenseitig verletzten.

Suko und ich warfen uns Blicke zu. Wir spürten die Feindschaft der Skinheads fast körperlich, und Suko fragte: »Sollen wir Verstärkung holen?«

Ich war dagegen. »Nein. Zuviel Polizei provoziert. Wenn die Typen merken, daß die Scheune umstellt ist, dann drehen sie vollends durch. Die wissen doch nicht, was sie tun.«

»Wie du meinst!«

Der Skinhead sprach weiter. »Heute, meine Freunde, heute ist die Nacht der langen Messer. Wir warten auf Tiger Diabolo, er hat versprochen, daß er erscheint. Wenn wir auf ihn vertrauen, sind wir unbesiegbar. Dann kann uns niemand mehr etwas antun, versteht ihr? Niemand!« Er lachte wild und schüttelte seinen kahlen Schädel.

»Danach sind wir die Macht in Soho, die absolute Macht, deren Stärke niemand brechen kann!«

Mit einer zuckenden Bewegung senkte er seinen Arm und stieß ihn in die freie Fläche des Kreises hinein, wo sich die Scheinwerfer trafen. »Tiger Diabolo!« brüllte er. »Erscheine! Enttäusche uns nicht! Wir wollen an deiner Seite stehen. Wir werden tun, was du willst!«

Das letzte Wort zu sprechen, fiel ihm schwer. Er hatte sich völlig verausgabt, ging mit torkelnden Schritten zurück und mußte Luft schnappen. »Licht aus!« keuchte er noch. »Verdammt, löscht die Scheinwerfer!«

Einer stand auf. Er huschte in den Hintergrund der Halle, wo sich der Schalter befand.

Die Schweinwerfer verlöschten.

Dunkelheit umgab alles.

Im ersten Moment konnten auch wir nichts sehen. Es dauerte seine Zeit, bis sich unsere Augen an diese graue Finsternis gewöhnt hatten. In der Höhe war es etwas heller als am Boden. Ich entdeckte, daß die Halle ein gläsernes Dach haben mußte.

Die Skinheads verschwammen vor uns zu einer klumpigen Masse.

Da war nichts Trennendes mehr, sie blieben ein Block in der Dunkelheit.

Auch ihr Anführer hatte sich wieder gesetzt.

»Es geht gleich rund«, sagte Suko. Er bewegte sich leicht neben mir und zog die Dämonenpeitsche hervor. Einmal schlug er den Kreis, dann rutschten die drei Riemen aus der Öffnung, blieben aber noch über dem schmutzigen Boden hängen.

Ich hatte die Kette über den Kopf gezogen und sie mitsamt dem Kreuz in die Tasche gesteckt.

Noch einmal warf ich einen Blick in die Höhe, weil ich einfach damit

rechnete, daß sich Tiger Diabolo dort zeigen würde.
Wie gesagt, die Decke bestand aus dicken Glasbausteinen, ebenfalls verschmutzt. Man konnte kaum hindurchsehen.
Und doch zeichnete sich dort oben etwas ab.
Vielleicht irritierte mich auch der dünne Nebel, der von oben her durch eine Öffnung in die Halle floß.
Doch da war noch jemand.
Dicht neben der Stelle, wo sich der Nebel freie Bahn verschafft hatte, glaubte ich, eine Gestalt zu sehen.
Ich wollte Suko darauf aufmerksam machen, es war leider zu spät.
Tiger Diabolo, der Hard-Rock-Zombie erschien!

***

Und wie er kam!
Das war schon eine Schau für sich. Ein höllischer Auftritt, markig in Szene gesetzt.
Als befänden sich in der Mitte des Kreises und direkt am Boden kleine Gasdüsen, so schossen plötzlich die kniehohen Flammen aus dem Untergrund und bildeten einen flackernden Kreis aus Höllenfeuer, das keine Wärme abgab.
Ich sah Sukos Seitenblick. Seine Frage ahnte ich im voraus und gab schon die Antwort. »Ja, so habe ich ihn erlebt!« hauchte ich.
Die Skinheads waren still geworden. Beinahe andächtig hockten sie da und starrten auf den Flammenring, dessen Feuerzungen einen rotgelben Schein besaßen und in ihrem Kern ein fast schon dunkles und sehr kalt wirkendes Blau.
Dann kam er!
Auch wieder ein großer Auftritt. Innerhalb des Flammenkreises bildete sich aus dem Nichts ein rasendes Etwas. Eine dunklere Spirale, die sich um die eigene Achse drehte, als wollte sie einen Veitstanz aufführen.
Das war Tiger Diabolo!
Bisher noch ein geisterhaftes Etwas. In den folgenden Sekunden änderte sich dies radikal.
Je schneller er sich um seine eigene Achse drehte, um so dichter wurde seine Gestalt.
Aus dem Feinstofflichen kristallisierte sich ein Mensch hervor. Ein ungewöhnlicher Typ, ein Rocker eben.
Noch zwei, drei Umdrehungen, dann hatte er seine volle, feste Gestalt erreicht.
Sogar die Kette aus kleinen Totenköpfen, die er sich um den muskulösen Hals geschlungen hatte, glänzte rötlich im zuckenden Schein der Flammen. Der Kopf wirkte weich wie der eines Ghouls, als würde er jeden Augenblick zerlaufen. Das Leder der Hose und das der

Weste war schwarz wie Kohle. Feurige Zungen strichen darüber hinweg und tanzten als Schatten auch über seinen mächtigen, nackten Oberkörper, der mit Muskeln vollbepackt war.

Auf seinem Kopf standen die beiden rot und gelb gefärbten Haarbüschel. Wenn man den Schädel überhaupt mit etwas vergleichen wollte, so kam mir der Begriff Gorilla-Mensch in den Sinn. Dieser Hard-Rock-Zombie war häßlich.

Mit beiden Händen hielt er seine »Waffe« fest – die Gitarre. Für mich war es eine Waffe. Sie produzierte eine höllische Musik, die schwache Menschen derart in ihren Bann zog, daß sie dem Satan hörig wurden.

Noch lagen die klumpigen Stummelfinger des Tiger Diabolo ruhig auf dem Holz der Gitarre. Er drehte sich ab, damit ihn alle anschauen konnten.

Dabei hob er die Arme an und die Gitarre hoch. Der Widerschein des Feuers floß wie gefärbtes Wasser in seine dunklen, tiefen Achselhöhlen.

Nach der einen Drehung nahm er wieder die ursprüngliche Haltung an. Auch die Skinheads saßen längst nicht mehr so entspannt. Sie wirkten wie auf dem Sprung.

Keiner von ihnen richtete seinen Blick in den Hintergrund der Halle oder etwa auf uns, nein, Tiger Diabolo zog alle in seinen Bann.

Sie saßen dicht am Feuerring, ohne sich zu verbrennen. Vielleicht floß mit dem zuckenden Widerschein auch eine gewisse Kälte über ihre Gesichter, denn einige von ihnen zeigten eine Gänsehaut.

Tiger Diabolo hob den rechten Arm und spannte dabei die Hand.

Er würde gleich die ersten Akkorde schlagen.

Noch wartete er.

Die Spannung nahm zu. Auch wir konnten uns ihr nicht entziehen. »Sollen wir jetzt schon eingreifen?« hörte ich Sukos Flüstern.

Ich hob die Schultern. »Nein, vielleicht noch nicht.«

»Fehlt dir etwas?«

»Nicht direkt, aber ich vermisse jemand.«

»Diesen…«

»Genau, Aristide!«

Ich schaute abermals zur Decke. Dort stimmte etwas nicht, ich hatte da den Nebel gesehen und…

Tiger Diabolo hatte seine Hand sinken lassen. Er hämmerte auf die Saiten.

Der erste Akkord, unheimlich hart angeschlagen, donnerte wie ein Gewitter durch die Halle.

Das war genau die Musik aus der Hölle. Nicht melodisch, sondern schrill und vollgepfropft mit bösen Emotionen, die der Hard-Rock-Zombie auf seine Bewunderer übertragen wollte.

Er gab einen Schrei von sich.

Ein schrilles, furchtbares Geräusch, zu vergleichen mit dem Kreischen einer Kreissäge, wenn sie in Metall fuhr. Das Gesicht Diabolos veränderte sich dabei. Er riß den Mund so weit auf, daß es fast nur mehr aus Maul bestand, und er wollte den nächsten Akkord anschlagen.

Durch die Masse der Skinheads lief ein Zucken. Sie waren bereit, die Botschaft aufzunehmen.

Der Akkord dröhnte auf.

Nur anders, als es sich alle Versammelten hier vorgestellt hatten, einschließlich Suko und mir.

Es war kein Gitarrenklang, dafür aber das hämmernde Stakkato einer Maschinenpistole…

***

Der Schütze hockte auf dem Dach, neben dem offenen Fenster, durch das der graue Nebel in die Scheune kroch und sich unter der Decke verteilte, bevor er tiefer sank.

Die lange Garbe aus der MPi fegte in die Halle, und sie fetzte schräg in den Boden, wo die Kugeln lange Splitter hervorrissen, dann weiterwanderten und schon als deformierte Querschläger gegen die Wände schlugen.

Es war Aristide!

Suko und ich schauten hoch. Es war dunkel, der Schein des Feuers reichte kaum bis zur Decke, dennoch erkannten wir den einsamen Rächer, der sich anders hingesetzt hatte und jetzt zusammen mit der Mündung seiner Waffe in die Tiefe schaute.

»Ich bin daaa…!« brüllte er. »Ihr habt mich vergessen gehabt, ich euch aber nicht! Ich bin da. Diese Nacht wird eine besondere, da habt ihr schon recht. Aber ich diktiere hier, was geschieht. Ihr werdet sie niemals vergessen, falls ihr noch lebt!«

Selbst die Skinheads waren ruhig geworden. Sie konnten es nicht begreifen. Sie saßen vor dem Feuer, schauten einander an, wollten etwas tun. Eine nächste Salve, diesmal kürzer und näher gezielt, erstickte ihre Aktionen schon im Keim.

»Bleibt sitzen!« brüllte Aristide von oben herab. »Bleibt nur ruhig sitzen. Ich will einen anderen – Tiger Diabolo!«

Auch der vom Teufel geschickte hatte die Stimme vernommen. Er ging ein kleines Stück zurück, legte den massigen Kopf in den Nacken und starrte in die Höhe.

»Ja!« rief Aristide. »So ist es gut. Bleib so nur stehen, da habe ich dich vor der Mündung!«

»Du kannst ihn nicht töten!« schrie der Stimmbruch-Skinhead.

»Das schaffst du nicht!«

»Es ist allein meine Sache, ob ich das kann oder nicht. Aber ich habe

Mitleid mit euch erbärmlichen Kreaturen. Ich will euer Leben schonen, ihr könnt nichts dazu. Deshalb hört meinen Ratschlag. Steht auf und verlaßt die Halle. Setzt euch auf eure Feuerstühle und fahrt davon. Hier wird gleich die Hölle losbrechen, und ich kann für nichts garantieren.«

Das konnte Aristide sicherlich nicht. Er hatte die Skinheads gewarnt, es sogar noch gut gemeint, nur war er bei ihnen an die Falschen geraten. Sie würden gerade jetzt, wo sich Tiger Diabolo endlich zum Greifen nahe befand und ihnen alles Versprochene geben wollte, keinen Rückzieher machen. Auch nicht vor der Mündung einer Maschinenpistole.

Ähnlich dachte auch Suko. »Das geht nicht gut aus, John!« wisperte er.

»Verdammt, das wird haarig.«

»Siehst du eine Lösung?«

»Ja, wir müssen Aristide stoppen.«

»Und die anderen?«

»Keine Ahnung, wie du das bewerkstelligen willst. Kümmere du dich um Aristide. Ich werde mich mal ein wenig umsehen.« Bevor ich noch etwas erwidern konnte, war Suko schon in die Dunkelheit abgetaucht.

»Ihr überlegt noch?« brüllte Aristide von oben herab. »Ist euch euer Leben so wenig wert?«

»Du kannst uns nichts!« schrie der Anführer der Skinheads zurück. »Du nicht, verdammt!«

»Was bist du doch für ein hirnloser Narr! Schau doch mal, wie euch der Hard-Rock-Zombie zur Seite steht. Überhaupt nicht. Er rührt sich nicht. Er wird gleich vernichtet. Aber ihr habt es nicht…«

»Aristide!« Mein lauter Ruf gellte in seine Worte.

Er verstummte.

Jetzt trat ich vor. Auch die Skinheads hatten mich gehört. Bisher war allein der Hard-Rock-Zombie für sie interessant gewesen, jetzt stand ich plötzlich da, und auf ihren Gesichtern malte sich der Unglaube nebst einem gewaltigen Staunen ab.

Auf dem Dach begann Aristide lauthals zu lachen. »Sinclair!« brüllte er dann nach unten. »Ausgerechnet Sinclair. Ich hätte es mir denken können. Was hat dich hergetrieben?«

»Unter anderem Sie!«

»Wie nett!«

»Was haben Sie gegen Tiger Diabolo? Weshalb jagen Sie ihn mit einer so persönlichen Wut?«

»Sie wissen doch, wer er ist!«

»Ja, ein Untoter!«

»Sehr richtig. Einer, der einmal gelebt hat, Sinclair. Der dann keine Perspektive mehr sah oder sehen wollte, wie viele in seinem Alter, wie

die Skinheads. Er entschied sich trotzdem für eine Perspektive, nur war es die falsche. Er setzte seine Karten auf die Hölle, auf den Teufel, den Satan oder wie auch immer. Er machte sich zu dessen Diener und tat alles, was von ihm verlangt wurde. Der Teufel war nicht freigiebig. Wenn er Schutz versprach, wollte er auch die Seele, wie man es so oft gehört und auch in alten Märchen und Legenden gelesen hat. Um die Seele des Jungen zu bekommen, mußte dieser jedoch sterben. Der Teufel verlangte von ihm einen Selbstmord. Und Tiger brachte sich um. Tiger hatten ihn seine Kumpane zuvor genannt. Niemand ging zu seinem Begräbnis, es fand auch nicht statt, denn Tiger hatte seinen Sarg verlassen. Diesmal als Untoter und jemand, der einen neuen Namen bekommen hatte. Tiger Diabolo oder Hard-Rock-Zombie. Er wollte die Szene von innen her aufreißen und sie für den Teufel vorbereiten. Die Skinheads sollten auf ihn hören, später dann die Rocker und so weiter. Er ist eine höllische Gefahr, Sinclair. Das müssen gerade Sie einsehen.«

»Ich weiß es, Aristide. Nur wundere ich mich über Sie. Weshalb jagen Sie ihn mit einem so persönlichen Ehrgeiz?«

Er ließ sich Zeit mit der Antwort. Als er dann sprach, klangen seine Worte nicht mehr so haßerfüllt, eher bitter. »Glauben Sie nicht, daß auch er einmal einen Vater gehabt hat?«

Ich wurde bleich. »Wollen Sie damit sagen, daß Sie…?«

»Genau, Sinclair, das will ich sagen. Ich, Aristide, bin der Vater dieses Geschöpfs…«

***

Das war natürlich ein Tiefschlag. Selbst die Skinheads hatte dieses Geständnis überrascht. Sie schauten sich gegenseitig an und konnten keinen Kommentar geben.

»Sie sagen nichts, Sinclair?«

»Was soll ich dazu sagen? Ich habe es nicht gewußt!«

»Aber jetzt wissen Sie es!« Seine Stimme hatte an Schärfe zugenommen. »Ich war Soldat. Ich kenne noch den Begriff Ehre. Ich werde die Fehler meiner Vergangenheit ausbügeln. Ich habe ihn nicht stoppen können, bevor er zum Zombie wurde. Jetzt aber werde ich ihn stoppen, darauf können Sie sich verlassen!«

»Mit einer MPi?«

»So ist es!«

»Nein, Aristide, das schaffen Sie niemals. Tut mir leid. Sie können ein Geschöpf der Hölle nicht mit den Kugeln einer Maschinenpistole töten. Es ist Ihnen über, begreifen Sie das doch. Sie werden ihn so nie erledigen.«

»Ich werde es versuchen, Sinclair. Auch er wird…«

Ein schmetterndes Lachen hallte Aristide entgegen. Tiger Diabolo

hatte es ausgestoßen. Es war ein höhnisches, ein widerliches Gelächter, das die gesamte Scheune ausfüllte. Brüllend und gleichzeitig zur satanischen Freude neigend.

»Schieß doch!« röhrte er. »Schieß doch, du Vater, du!« Er wollte sich ausschütten vor Lachen.

Wieder bewegte sich Aristide. »Nein, nicht!« rief ich noch.

Er schoß – und er traf!

Die Salve jagte schräg in die Tiefe. Kugeln fegten in die Flammen und verglühten.

Tiger Diabolo jedoch war erfüllt von einer satanischen Freude. Er schlug gegen die Saiten und bekam den gleichen Takt wie die Melodie der MPi.

Es war furchtbar, die reinste Hölle, das Grauen hoch drei!

Dann verstummte die Waffe. Entweder hatte Aristide eingesehen, daß er es mit den normalen Geschossen nicht schaffte, oder er besaß keine Munition mehr.

Auch die hämmernden Klänge verstummten. Wieder breitete sich Stille aus. Selbst die Skinheads hielten sich zurück, doch über viele Gesichter huschte ein Lächeln.

Sie hatten erlebt, wie unbesiegbar ihr Idol war, und diese Tatsache würde sie noch gefährlicher machen. Ich überlegte verzweifelt, wie ich Balance in diese gespannte Lage hineinbringen konnte und hoffte dabei auf Sukos Unterstützung, der von den Skinheads noch nicht entdeckt worden war. Sie konzentrierten sich mehr auf mich.

Besonders ihr Anführer. »Du hast gesehen, Bulle, daß er unbesiegbar ist. Und so unbesiegbar wie er werden auch wir bald sein. Niemand hält uns auf. Wer es versucht, wird zertreten!«

Die anderen johlten auf. Einige von ihnen machten gegen mich Front. Wie schon bei Paolo hoben sie ihre Hartholzknüppel an, um mich damit niederzuschlagen.

Von Tiger Diabolo bekamen sie die nötige Unterstützung. Er wußte, daß ich gefährlich war. Unsere erste Begegnung hatte er bestimmt nicht vergessen.

»Ja!« röhrte er aus seinem Flammenkreis hervor. »Macht ihn fertig! Ich will ihn später im Höllenfeuer brennen sehen. Nehmt keine Rücksicht mehr. Er ist das erste Opfer auf dem langen Weg ins Jenseits.«

Sie kamen vor.

Ich zog die Beretta.

Plötzlich hatte sich die Lage wieder verdichtet.

Gewalt lag in der Luft.

Da meldete sich Aristide von der Decke her. »Wenn einer von euch meint, daß ich mich verschossen habe, ist das ein Irrtum. Ich habe genug Munition mitgebracht.« Zur Unterstreichung seiner Worte

drückte er ab und jagte die Salve dicht über die kahlen Schädel des Skinheads hinweg, die doch heftig zusammenschraken.

»Ihr könnt es euch überlegen!« rief der Vater des Hard-Rock-Zombie, »ob ihr für diese Gestalt in den Tod gehen wollt.«

Sie überlegten es sich tatsächlich und blieben stehen. Sie standen nicht hinter dem schützenden Höllenfeuer, das die Kugeln kurzerhand verglühen ließ.

Zwar schielten einige auf die Flammen, das hatte auch Aristide bemerkt. »Tut mir leid, Freunde, ich kann auch keine Rücksicht nehmen, wenn einer durch die Flammen springen will. Das hier ist mein Film. Es wird getan, was ich will. Ich mache euch einen Vorschlag zur Güte. Ihr werdet jetzt gesittet, der Reihe nach und ohne eure Waffen dieses Lokal verlassen. Klar?«

»Nein, wir…!«

»Noch eine dumme Bemerkung, Glatzkopf, und ich schieße gezielt.«

Der Skinhead-Chef verstummte. Er schaute sich um, suchte nach Hilfe, aber seine Kumpane waren unschlüssig. Tiger Diabolo verließ den Feuerkreis nicht. Wahrscheinlich war er dann hilflos.

Es sah nicht mehr ganz so schlecht aus.

»Ich warte nicht länger. Ich…«

Das nächste Wort des Aristide erstickte in einem Fluch. Ich schaute hoch, um nach dem Grund zu sehen, und der war schlimm genug.

Neben Aristide war eine weitere Gestalt erschienen und wie ein Geist dort aufgetaucht.

Viel sah ich nicht, konnte aber erkennen, daß der andere Aristide die MPi entrissen hatte.

Dann schlug er zu.

Aristide fiel.

Das offene Fenster wurde ihm zum Verhängnis. Für einen winzigen Moment sah es so aus, als würde er hängenbleiben, doch der andere drückte noch einmal nach.

Wie ein Stein raste der Körper in die Tiefe. Beim Aufschlag schloß ich kurz die Augen, öffnete sie wieder und sah oben an der Luke Rudy, diesen Killer.

»Jetzt habe ich die Waffe!« brüllte er. »Mach dich auf was gefaßt, Bulle.«

Dann schoß er auf mich!

***

Daß Rudy nicht nur mit einem Messer, sondern auch mit einer MPi umgehen konnte, war mir klar. Ich hatte zum Glück meinen Standort nicht gewechselt. Während die Skinheads nichts taten, hechtete ich zu Boden und gelangte hinter die spärliche Deckung des Standscheinwerfers.

Wo ich eben noch gestanden hatte jagten Kugeln gegen den Boden und sprühten dann als Querschläger davon.
»Lebst du noch, Bulle?« brüllte Rudy in einer Feuerpause.
Ich kroch weiter.
»Warte, die nächste Salve…«
Er schoß. Diesmal lagen die Kugeln zu kurz.
Dann brüllte eine andere Stimme. »Weg mit der Maschinenpistole, Killer!«
Es war Suko, der gerufen hatte.
»Neiiinnnn!« Wieder schoß Rudy.
Aber Suko hatte Zeit gehabt, um genau zu zielen, und er schoß eben noch früher.
Einmal nur drückte er ab. Er stand irgendwo in der Dunkelheit, jagte die Kugel in einem schrägen Winkel der Decke entgegen – und erwischte den heimtückischen Killer.
Wir hörten ihn aufstöhnen und sahen, wie er zusammenzuckte.
Die Maschinenpistole löste sich aus seinen Händen. Sie nahm den gleichen Weg wie Aristide. Dicht neben ihm knallte sie zu Boden, aber Rudy fiel nicht durch das Fenster.
Die Aufprallwucht des Geschosses hatte ihn nach hinten taumeln lassen. Er bekam Schwierigkeiten, sich auf den Beinen zu halten. Mit beiden Armen suchte er nach einem Halt, den es nicht gab. Dann brach er auf der Stelle zusammen.
Ob er überlebt hatte, wußten wir nicht zu sagen. Jedenfalls hatten sich die Verhältnisse abermals verändert.
Eine Gestalt huschte hinter dem Feuerkreis durch die Halle. Es war Suko.
Bevor die Skinheads noch auf eine verrückte aber naheliegende Idee kommen konnten, hatte Suko die Maschinenpistole an sich genommen und trat damit so weit hervor, daß er vom Feuerkreis erfaßt und auch gesehen wurde.
Ich war inzwischen wieder auf die Füße gekommen. Mir war nichts passiert, nur der Trench mußte in die Reinigung.
»Jetzt spielt hier die Musik«, sagte Suko trocken und schwenkte die Waffe.
Die Skinheads waren in den letzten Minuten von einer kalten Dusche unter die andere gehüpft. Wahrscheinlich wußten sie jetzt nichts mehr.
Ich kam von der anderen Seite, die Beretta in der Rechten haltend.
»Wir haben euch im Kreuzfeuer«, warnte ich. »Also macht keine Dummheiten.« Ich blieb nicht stehen, ging weiter, weil ich mich um Aristide kümmern wollte.
Vielleicht lebte er noch, und die Skinheads wußte ich bei Suko in guten Händen.

Neben dem dunkel gekleideten Mann kniete ich mich nieder. Er hatte seine Baskenmütze verloren. Neben seinem Kopf breitete sich eine Blutlache aus.

Das Gesicht war so schrecklich weiß, aber die Augen standen offen, und die Wimpern bewegten sich zitternd, obwohl kein Wind über das Gesicht strich.

Lebte er?

Ich tastete nach seiner Aorta, fühlte das leichte Zucken und war etwas beruhigter.

Er sah mich. Bewegen konnte er sich nicht, er starrte mich nur an.

»Ich werde einen Arzt holen«, sagte ich leise zu ihm.

»Nein, keinen Arzt. Gib mir den Gnadenschuß, Sinclair. Bitte, gib ihn mir!«

»Sie leben, Aristide, und Sie werden wahrscheinlich auch weiterhin am Leben bleiben.«

»Was ist das denn für ein Leben? Ich spüre, daß in meinem Rücken etwas zerstört worden ist. Ich… ich werde mich nie mehr bewegen können. Man hat mich grausam bestraft, obwohl ich nur meine Pflicht erfüllen wollte. Bitte, Sinclair …« Das Reden fiel ihm schwer. Er konnte auch kaum noch Luft holen. Man durfte ihn auf keinen Fall bewegen.

»Nein, ich mache so etwas nicht!«

»Dann… dann gib mir die Waffe!« Schweiß bildete sich auf seiner Stirn und glänzte matt.

»Auch nicht!«

»Ich will sterben!«

»Sie werden leben!«

»Als Krüppel!« Er weinte plötzlich, und ich stellte mich hin. »Wir reden später. Es gibt noch etwas für mich zu erledigen. Sie wissen ja, Ihr Sohn…«

»Das ist er nicht mehr«, hörte ich Aristide flüstern. »Nein, das ist er nicht mehr.«

Ich ließ den Mann liegen. Verdammt, er tat mir leid, aber ich konnte ihm einfach seinen Wunsch nicht erfüllen.

Neben Suko blieb ich stehen.

»Was ist mit ihm?«

»Er lebt noch.«

»Was?«

»Ja, aber er wird sich wohl sein Leben lang nicht mehr bewegen können. Ein verdammt harter Preis. Er wollte, daß ich ihn erschieße.«

»Das geht nicht«, sagte Suko und behielt auch die Skinheads im Auge.

»Das habe ich auch gemeint.«

»Jetzt kümmern wir uns um die Hohlköpfe«, erklärte mein Freund.

Ohne daß ich etwas davon bemerkt hatte, war es ihm gelungen, sie zusammenzutreiben. Sie standen beisammen wie eine Horde Schafe. Verschüchtert, irgendwie ängstlich.

Die Waffen hatten sie weggeworfen. Sie lagen außerhalb ihrer Reichweite und bildeten einen wirren Haufen aus Hartholzknüppeln. Ich trat hinter die Skinheads.

»Eure Zeit ist hier abgelaufen«, erklärte ich. »Tiger Diabolo hat für euch keine Botschaft mehr. Er ist aus dem Rennen. Zombies sind eben out, Freunde!«

Der Anführer mit der Kieksstimme wollte das nicht wahrhaben.

»Er kommt zurück! Er wird zurückkehren. Niemand kann Tiger Diabolo töten, auch ihr nicht, und erst recht nicht Bullen.«

»Macht euch nichts vor. Wir werden ihn auf unsere Art und Weise erledigen. Euch aber wollen wir den Anblick ersparen. Verschwindet so, wie es Aristide geraten hat. Einer nach dem anderen geht aus der Tür. Dann setzt ihr euch auf die Feuerstühle und seht zu, daß ihr Land gewinnt. Aber fix.«

Sie zögerten noch und warteten auf ein Zeichen ihres Anführers.

Mir dauerte das zu lange. Ich holte ihn mir aus der Gruppe und riß ihn an der Schulter herum, bevor ich ihn auf die Tür zuschleuderte.

»Weißt du nicht, wo es langgeht.«

Er fing sich wieder. »Schweine…«

»Halt den Mund!«

Er sagte nichts mehr und ging. Mit hochgezogenen Schultern und vorgebeugtem Kopf näherte er sich dem Ausgang. Damit hatte er auch ein Zeichen gesetzt.

Die anderen Skinheads folgten ihm.

Sie gingen tatsächlich der Reihe nach, wie Schüler aus der Grundschule, wenn sie ins Klassenzimmer geführt wurden.

Sie waren gefährlich, gaben nicht so leicht auf, deshalb ließen wir auch die Mündungen der Waffen nicht sinken. Der Chef hatte die Halle bereits verlassen.

Die Tür stand offen. Feuchte Nebelschwaden drangen in die Scheune. Sie wallten wie lautlose, große Bälle durch den Raum, wo sie sich verteilten.

In sie hinein traten die Skinheads. Dabei lösten sich ihre Körper auf. Auch der letzte ging.

Suko verschloß die Tür. Sie besaß von innen einen Riegel, den er vorschob.

Dann drehte er sich um und schaute an mir vorbei. »So«, sagte er, »nun zu unserem Musiker.«

Ich fragte mich, aus welch einem Grunde sich Tiger Diabolo nicht zurückgezogen hatte.

Glaubte er an eine Chance?

Das konnte einfach nicht wahr sein. Nein, die würde er nicht bekommen. Wir sahen nicht ein, ihm diese zu geben. Er war ein Geschöpf der Hölle und sollte auch dort wieder hingeschickt werden.

»Sollen wir ihn in die Zange nehmen?«

Ich nickte. »Das ist am besten.«

»Okay.« Suko setzte sich bereits in Bewegung. Er wollte sich dort aufbauen, wo er auch vor der großen Auseinandersetzung gestanden hatte. Diesmal nur näher am Fenster.

Auch ich setzte mich in Bewegung.

Der erste Schritt, der zweite.

Ich hatte das Gefühl, als müßte noch etwas passieren. Nie zuvor hatte ich erlebt, daß ein Untoter ohne Widerstand aufgab. Auch dieser Zombie würde sich nicht anders verhalten.

Nach dem dritten Schritt bewegte er sich.

Seine Hand zuckte, er schlug gegen die Saiten, und ein dröhnender Akkord jagte durch die Halle.

Der nächste, der Übernächste. Die Musik hüllte mich ein. Ich bekam den Eindruck, als würde jemand gegen meinen Kopf hämmern und dort alles zerstören wollen.

Noch ging ich weiter, wenn auch mit kleineren Schritten, und sah plötzlich etwas Schreckliches.

Suko brach auf der Stelle zusammen!

***

»John!« hörte ich ihn ächzen, bevor er sich auf dem Boden herumrollte. »Die Musik, verflucht…«

Ein dumpfes Hämmern hallte ebenfalls durch die Scheune. Es war hinter mir aufgeklungen. Lange brauchte ich nicht über den Grund nachzudenken.

Die Skinheads waren nicht gefahren. Sie hörten die Musik und wollten wieder hinein. Nur gut, daß Suko die Metalltür verriegelt hatte.

Er bewegte sich nicht mehr. Auf dem Rücken lag er und hatte Arme und Beine gespreizt.

Weshalb lag ich noch nicht am Boden? Möglicherweise stand ich unter dem Schutz des Kreuzes, aber auch ich bekam meine Schwierigkeiten, denn der Hard-Rock-Zombie spielte immer wilder.

Was so lächerlich aussah, weil er sich dabei springend bewegte, war in Wirklichkeit fast tödlicher Ernst. Die hämmernden Rhythmen waren in der Hölle komponiert worden. Sie wirkten auf mich wie Schläge, die mich nicht körperlich trafen, aber in meinen Kopf hineinstachen, sich dort als Echos ausbreiteten und rasende Schmerzen verursachten.

Sollte es dieser Zombie schaffen?

Ich hob den rechten Arm an. Die Beretta bekam ich nicht richtig

hoch, um schießen zu können. Sie war schwer wie Blei, ich ließ sie einfach fallen.

Tiger Diabolo aber spielte weiter. Er wollte mich mit seiner Musik ausschalten, töten. Immer mehr Power gab er. Sein Teiggesicht hatte sich auf eine schaurige Art und Weise verzerrt. Alles war schief geworden, die Sinnesorgane saßen nicht mehr dort, wo sie eigentlich hingehörten, und durch die dicke Haut schimmerte noch etwas.

Eine Teufelsfratze.

Wie hineingepinselt sah sie aus. Ein Zeichen, unter welch einer Herrschaft Tiger stand.

Ich hatte es nicht mehr weit bis zum Rand des Feuerkreises. Wenn es mir gelang, ihn zu überwinden, hatte ich wahrscheinlich gewonnen. Zunächst mußte ich mein Kreuz aus der Tasche holen, was mir schwer genug fiel. Die harten gehämmerten Rhythmen waren für mich Grenzen, Schläge und Barrieren.

Der Schweiß lief mir in Strömen über das Gesicht. Ich stand jetzt dicht vor dem Feuer, konnte mich kaum noch auf den Beinen halten und schwankte von einer Seite zur anderen.

Tiger Diabolo aber spielte.

Er holte aus seinem Instrument heraus, was herauszuholen war.

Die Wände der Halle gaben die schaurigen Echos zurück. Die Scheune war erfüllt von dieser Höllenmelodie.

Dazu schrie der Hard-Rock-Zombie noch, ohne allerdings einen Text zu singen.

Er hüpfte und tanzte wie Rumpelstilzchen. Leider verschwand er nicht im Fußboden.

Wie weit war es denn noch bis zu diesem dichten Flammenkreis.

Ein Schritt oder zwei Schritte?

Die Umgebung tanzte vor meinen Augen. Glücklicherweise war es mir gelungen, das Kreuz zu umfassen. Ich spürte seine Wärme, ja, es reagierte, und es gab mir auch Mut, denn für eine winzige Zeitspanne verschwand der Druck aus meinem Kopf, so daß ich wieder klar alles erkennen konnte.

Das Feuer, dahinter die Gestalt, die widerliche Fratze und den Abdruck des Satans auf dem Gesicht.

Er zeigte sich jetzt. Es ging dem Ende, seinem Finale entgegen, und er wollte es mit allen Mitteln wissen.

Ich aber auch.

Suko lag gegenüber und rührte sich nicht mehr. Die Musik hatte ihn fertiggemacht, vielleicht sogar in Tiger Diabolos Bann gezogen, wer konnte das schon ahnen?

Ich ging weiter.

Jetzt hob ich mein Kreuz an, streckte den Arm aus – und betrat den Flammenring.

Da brüllte Tiger auf.
Er schrie einfach schrecklich, denn er mußte mit ansehen, daß mit mir nicht das gleiche geschah wie mit den Kugeln.
Ich widerstand den Flammen.
Mein Kreuz war es, das mich schützte. Es strahlte hell auf, sogar rötlich im Widerschein des allmählich verlöschendes Feuers.
Noch immer bildeten die Flammen einen Kreis, in dem sich der Hard-Rock-Zombie bewegte.
Er hatte seine Gitarre gesenkt. Dabei schwang er sie von einer Seite zur anderen, als wäre sie ein Glockenklöppel.
»So nicht«, sagte ich heiser und näherte mich ihm mit einem weiteren Schritt.
Da erhob sich Suko.
Dies geschah ohne Vorwarnung. Ich hatte an dem Zombie zufällig vorbeigesehen und bekam mit, wie mein Freund aufstand.
Was war mit ihm geschehen?
In seinen Augen lag ein irrer Blick, weltvergessen und allein auf die Hölle konzentriert.
So hatten auch die Skinheads gestarrt. Stand Suko tatsächlich unter dem Bann des Hard-Rock-Zombie?
Nur befand sich die Horde draußen und machte dort Randale.
Suko war nur durch den Flammenring von mir getrennt, und er traf Anstalten, hindurchzugehen.
Was geschehen würde, wußte ich nicht. Vielleicht griff Suko mich an, möglicherweise zerstörte ihn das Feuer auch.
Tiger Diabolo beugte sich zur Seite und vollführte eine einladende Handbewegung, als wollte er Suko damit zeigen, wie willkommen er im Kreis des Feuers war.
Da wuchtete ich mich vor. Es war ein günstiger Augenblick, weil der Hard-Rock-Zombie sich nicht auf mich konzentrierte. Es wirkte so, als wollten wir uns wie zwei Freunde durch eine Umarmung begrüßen. Für einen aber wurde es zu einer tödlichen Klammer.
Tiger Diabolo brüllte wie am Spieß, als er mit dem Kreuz den direkten Kontakt bekam.
Gleichzeitig zuckte Suko, der fast schon in den Flammenring hineingegangen war, zurück und drehte sich spiralförmig dem Boden entgegen, wo er liegenblieb.
Unter mir zerschmolz der Zombie.
Er weichte auf und sank ineinander. Die Beine bildeten zwei puddingartige Stümpfe, der Oberkörper sackte auch zusammen, wobei sich der unförmige Schädel hineindrückte, bevor alles zu einer Lache verlief, aus der gelblichgrüner Schwefelrauch stieg, in dessen Zentrum ich noch für einen Augenblick die böse Fratze meines Todfeindes Asmodis erkannte.

Mit seinem Verschwinden sanken auch die Feuerzungen zusammen. Was blieb, war eine Art Zuckerkruste, die einmal auf den Namen Tiger Diabolo gehört hatte…

***

Ich half Suko auf die Beine, der mich anschaute, als wäre er nicht ganz in der Welt.

»Was war denn?« flüsterte er. »Ich hatte plötzlich das Gefühl, jemand wollte von innen meinen Schädel sprengen.«

Mein Grinsen fiel satt aus. »So hast du auch ausgesehen.«

»Wie?«

»Erkläre ich dir später.« Dann ging ich zu Aristide. Er hatte die Attacke ebenfalls überstanden und war sogar bei Bewußtsein. Ich nickte ihm entgegen. »Sie können beruhigt sein, Aristide. Ich habe Ihre Aufgabe erledigt.«

»Ist er…?«

»Ja, Ihr Sohn bedeutet keine Gefahr mehr. Für niemanden auf dieser verrückten Welt.«

Er wirkte plötzlich ruhiger, aber ich mußte einen Arzt holen. Gemeinsam mit Suko schritt ich auf den Ausgang zu und löste den Riegel. Dann zogen wir das Tor auf.

Die Skinheads standen vor uns wie eine gespenstische, nebelumhüllte Geisterschar. Sie bildeten eine Mauer aus Menschenleibern, aber sie griffen uns nicht an.

»Tiger Diabolo hat sein letztes Solo gespielt!« erklärte ich ihnen mit harter Stimme. »Es gibt ihn nicht mehr. Soho kann aufatmen. Und ihr haut jetzt endgültig ab!«

Schweigend machten sie mit gesenkten Köpfen kehrt. Ein Traum war bei ihnen zerbrochen. Ein böser, ein gefährlicher Traum. Sie würden weiterhin existieren und hoffentlich irgendwann einmal so zur Vernunft kommen, daß sie ihr Leben änderten.

Vom nächstbesten Telefon aus verständigten wir einen Rettungswagen. Wegen des schlechten Wetters würde es dauern, bis er eintraf. Ich kletterte derweil aufs Dach.

Neben der Öffnung lag Rudy auf dem Rücken. Er stand bereits vor einem höheren Richter. Ich schloß dem Mann, der mich auf heimtückische Art und Weise hatte umbringen wollen, die Augen.

Dann zündete ich mir eine Zigarette an und starrte in den schmutziggrauen Nebel.

Es war genau ein Uhr morgens.

Ende der Geisterstunde…

ENDE